



REITIA

ARCHÄOLOGIE • FORSCHUNG • PROJEKTE • SPURENSUCHE

ARUNDA 51

Umschlagbild vorn: Trentino, Reitfigürchen
vom Nonsberg. Zeichnung: M. Egg
Umschlagbild hinten: Abschläge - Naturnser
Joch. Foto: G. Niederwanger



ARUNDA 51

REITIA

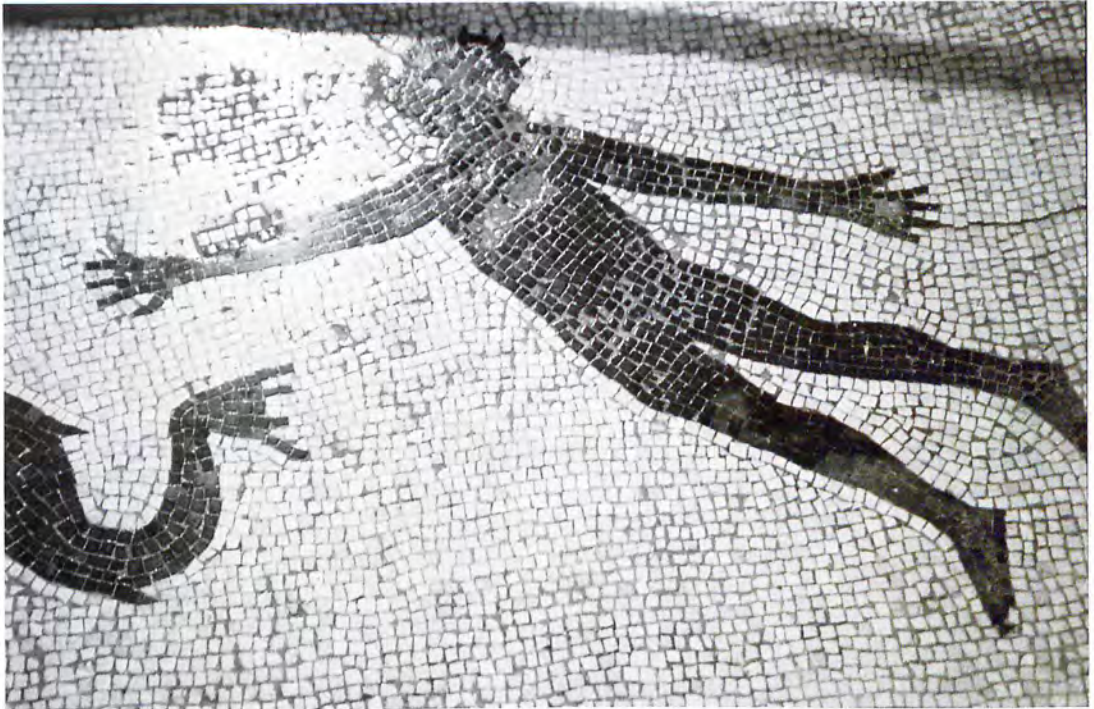
ARCHÄOLOGIE • FORSCHUNG • PROJEKTE • SPURENSUCHE

Redaktion und Gestaltung
Gianni Bodini



Inhalt

Bodini - Archäologie ist Abenteuer	5
Derungs - Steinkulte und Ahnensteine in Graubünden	11
Niederwanger - Mesolithische Höhenfunde im Vinschgau	23
Rizzi - Gnieser - Schalensteine - ein vielfältiges Phänomen	31
Gleirscher - Der Golderskofel über Partschins und seine Schalensteine	41
Huber - Licht- bzw. Schalensteine	45
Pedrotti - Die kupferzeitlichen Stelestatuen im Alpenraum	49
Goll - Notizen zur Baugeschichte und Lage des Klosters St. Johann in Müstair ..	67
Gion Gieri - Das Licht von St. Johann	73
Bodini - ... und das Lichtlein von St. Georg	75
Nothdurfter - St. Georg	77
Dal Ri - Archäologische Ausgrabungen auf dem Burghügel von Schloß Tirol	89
Tschurtschenthaler - Das antike Heiligtum auf der Pillerhöhe	97
Stefan - Der Hallstattzeitliche Bronzehort von Fließ im Oberinntal	105
Grabherr - Von der Adria zur Donau: Die Via Claudia Avgvsta	111
Steiner - Gamper - Archäologische Untersuchungen am Ganglegg in Schluderns	119
Torggler - Archäologische Spurensuche zur Calvenschlacht 1499	135
Renhart - Anthropologie oder die Lehre vom Menschen	141
Zerla - Un villaggio preistorico di 6000 anni fa	148
Priuli - Un grande museo all'aperto	153
Bodini - Archäologische Wanderwege	158
Renhart - ... Archäologiepark - Schnals	159
Braitenberg - Ahnen haben kurze Beine	161
Wielander - Razoi	165
Canestrini - Ginkgo biloba	168



Römisches Mosaik aus Este. Foto: G. Bodini

Archäologie ist Abenteuer

Sperlonga im Jahr 1955. Ich war gerade sieben Jahre alt, als meine Familie aus dem Vinschgau hierher zog, in dieses liebeliche Dörfchen zwischen Terracina und Gaeta an der Küste von Latium. Es wurde eine Straße gebaut, und mein Vater, der Magazineur war, wählte als Sprengstoffdepot eine geräumige Grotte am Strand, weit entfernt vom Dorf. Er bemerkte aber schon bald, daß in der Grotte, wie in deren gesamten Umgebung, Überreste antiker Bauten zum Vorschein kamen. So wurde beschlossen, das Denkmalamt in Rom zu verständigen, und das betreffende Gebiet wurde eingezäunt. Hier stand einst die Villa des Tiberius, der - wie sein Bruder Drusus - vor rund 2000 Jahren von der Halbinsel gegen Norden gezogen war, um auch den Vinschgau zu erobern. Von beiden Brüdern ist im übrigen die Vorliebe für Rätische Weine bekannt! (Vielleicht auch Vinschger Weine).

Mit den Grabungsarbeiten wurde eine deutsche Archäologin betraut, aus Kassel, wenn ich mich recht erinnere. Meine Mutter, die ja aus Südtirol stammte, unterhielt sich gern mit ihr und wirkte bei Bedarf als Dolmetscherin.

So erhielt auch ich die Erlaubnis zur Mitarbeit. Meine Aufgabe bestand darin, den Strand durchzusieben, aus dessen Sand, besonders nach stürmischem Wetter, Hunderte farbiger Steinchen auftauchten: Steinchen aus römischen Mosaiken. Zusammen mit angeschwemmten Muscheln habe ich sie in mein Kübelchen geklaubt und die Frucht meiner Arbeit jeden Abend der Dame aus Deutschland überreicht. Heute findet sich in Sperlonga ein Museum, die Villa des Tiberius ist teilweise restauriert worden, Statuen (Odysseus) stehen wieder an ihrem angestammten Platz, und die Mosaiken zeigen sich von ihrer schönsten Seite. Meine Liebe aber

zu "alten Sachen" ist auf diese Weise damals und dort entstanden.

Geradezu gierig habe ich viele Bücher zu diesem Thema regelrecht verschlungen, und diese Lektüre führte mich auf abenteuerliche Reisen durch Raum und Zeit. Es waren Bücher zur noch "romantischen" Archäologie: Champollion, Winkelman, Evans, Carter und natürlich Schliemann wären meine Helden, die ihrerseits andere Helden wieder aufstehen ließen.

Sicher, einige dieser Männer sind in ihrer Begeisterung, obwohl sie unerläßliche Schätze und - Homers Angaben folgend - sogar die Stadt Troja gefunden haben, nicht immer nach unbedingt wissenschaftlichen Kriterien vorgegangen und in manchen Fällen haben sie auch falsche Datierungen vorgenommen. Aber war nicht auch Christoph Kolumbus, als er Amerika entdeckte, überzeugt, in Indien gelandet zu sein und es tat dies der Bedeutung seines Unterfangens keinen Abbruch?

Im Laufe nunmehr vieler Jahre hatte ich das Glück, eine über die ganze Welt verstreute Vielzahl archäologischer Grabungsstätten besichtigen zu können, und jedesmal war mein Vergnügen groß.

An einem sonnigen Nachmittag kam ich während einer Fahrradtour durch Latsch und suchte in der Bichelkirche, deren Portal ungewöhnlicherweise nur angelehnt war, etwas Kühlung.

Dr. Hans Nothdurfter hatte unter der Barockverkleidung eines Altars soeben einen mindestens 5000 Jahre alten Figurenmenhir entdeckt. Sichtlich aufgeregt erwartete er andere Fachkollegen, die er bereits aufgescheucht hatte. Meine eigene Erregung angesichts dieses Marmorblocks war unbeschreiblich; ich konnte mich plötzlich einfach nicht mehr zurückhalten und begann, arg-

wöhnisch und besorgt von den Anwesenden beobachtet, etwas von dem Kalkmörtel abzubröseln, der den Menhir gefangen hielt, um sehen zu können, was auf der Rückseite verborgen war!

Die Stele ist nunmehr im Museum von Latsch ausgestellt, und jeder kann die herrlichen Ritzzeichnungen und mysteriösen Symbole bewundern, mit denen sie überzogen ist.

Wer weiß, ob auch der Ötzi diese Stele gesehen hat? Oder stellt sie vielleicht sogar sein stilisiertes Abbild dar? Wo mag sie wohl aufgerichtet gewesen sein? Vielleicht eben am Fuße des Sonnenberges, an dessen Hängen sich Hunderte Schalensteine, geheimnisumwitterte Felsblöcke und Pfade archaischen Alters finden.





Juli 1992

In der Bichlkirche von Latsch wird der Menhir aus dem Altar geborgen. Spannende Momente bei den vielen aufgeregten Anwesenden.

Foto links: S. Marseiler,
Fotos rechts: G. Bodini.



Am Ganglegg oberhalb Schluderns graben einige Profis, unterstützt von sachkundigen Helfern, schon seit ein paar Jahren und fördern eine ausgedehnte Siedlung sowie eine beachtliche Menge an Fundstücken aus verschiedenen Epochen zutage. In ausgesprochener Geduldsarbeit werden ein Ambiente und Gegenstände rekonstruiert, aus Funden, die für den Nichteingeweihten nichts Anderes sind als ein Haufen Steine und Scherben. Mir drängt sich oft der Gedanke auf, unsere Altvordern hätten wohl nichts Besseres zu tun gehabt, als Vasen herzustellen und sie dann wieder in Brüche zu schlagen. Vielleicht eine Art Beschäftigungstherapie, um die Aggressivität los zu werden?

Zu den Fundstücken - viel verkohltes Getreide und zahlreiche Gegenstände aus Glas und Metall - finden sich auch viele mit Schriftzeichen bedeckte Tierknochen, deren Bedeutung unklar ist. Wie schön wäre es doch, wenn hier ein zweisprachiger Text entziffert werden könnte, nicht um die Polemik rund um die Toponomastik aufzuheizen, sondern um all die Geschichten zu hören, die sie wohl erzählen könnten. So wie beim Stein von Rosette, der letztlich die Entzifferung der altägyptischen Hieroglyphen ermöglicht hat.

Die "romantische" Deutung ist heutzutage wohl nicht mehr anzutreffen. Die Ergebnisse von Grabungen und Forschung werden nicht mehr "erzählt" wie einst, sondern hochspezialisierte Arbeitsgruppen bewerten und beschreiben nüchtern, was zutage gefördert wird. Es ist ein bißchen wie in der Oper, etwa in Mozarts Don Giovanni, Libretto von Lorenzo da Ponte. Da wird uns die Geschichte eines Mannes erzählt, der möglicherweise wirklich gelebt hat. Jede Frau, der er begegnet, verführt er - oder er wird von ihr ver-

führt (ganz klar ist die Geschichte nämlich nicht). Die Liste der Eroberungen ist ellenlang, wie wir aus der Arie "Madamina, il catalogo è questo" nur allzugut wissen. Am Schluß kommt unser "Papagallo" unter mysteriösen Umständen ums Leben. Es ist dies eine Erzählung aus vergangenen Zeiten und doch wieder eine ganz alltägliche Geschichte.



Ganglegg, oberhalb Schluderns. Einige der vielen Tierknochen mit Schriftzeichen deren Bedeutung unklar ist. Foto: G. Bodini



Aber um sie zu erzählen, um das Publikum zu verführen, wird eine Vielzahl an Spezialisten benötigt: Musiker, Regisseure, Kostümbildner, Szenographen, Ton- und Lichttechniker, Sänger und viele weitere mehr. Das gleiche ist in den Museen der Fall. Nehmen wir etwa den Mann aus dem Eis, den Ötzi, der eben über ein Joch im Hochgebirge kam. Vielleicht handelt es sich gar um einen unvorsichtigen Wanderer, der unter ganz besonderen Umständen ums Leben gekommen ist. Auch dies also eine Geschichte aus längst vergangenen Zeiten und doch wieder ganz alltäglich. Und wieder braucht es, um die Sache spannend machen zu können und den Betrachter zu fesseln, eine Vielzahl an Spezialisten: Archäologen, Paläontologen, Klimatologen, Photographen, Ärzte, Computerexperten und noch viele andere mehr.

Dann gibt es da leider auch noch eine Meute anderer "Spezialisten", die das Gelände durchkämmen: die berühmten "tombaroli", Grabräuber eigentlich, die jede Art von antikem Gegenstand plündern und zu Geld machen. Denen stehen eine Reihe von Hobby-Archäologen gegenüber, die jede Baustelle und jeden Bagger bei der Arbeit kontrollieren und sich immer dann an die zuständigen Stellen wenden, wenn sie etwas "Verdächtiges" entdecken. Es wird sogar gemunkelt, es gebe einige Beflissene, die - nur um ja zum Kreis der Archäologen gezählt zu werden - Silex und Scherben verstreuten, um sie dann zur rechten Zeit am rechten Ort "wiederzufinden" ...

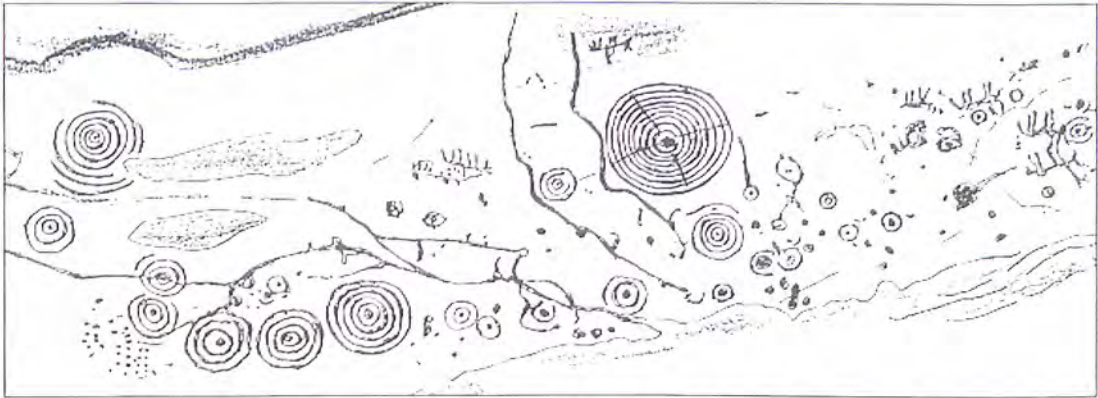
In der vorliegenden Ausgabe der Arunda wird über einige wichtige archäologische Entdeckungen berichtet, die in den letzten Jahren in diesem Teil der Alpen getätigt worden sind. Hier am Schnittpunkt von Schweiz, Österreich und Italien. In



Ganglegg Schluderns. Reichlich verzierte Tonscherben. Foto: G. Bodini

jenem kleinen Ausschnitt der Alpen also, der als Magisches Rätisches Dreieck bekannt gemacht wird. Wir haben es absichtlich vermieden, direkt über den Mann aus dem Eis zu sprechen. Die Veröffentlichungen über diesen Ausnahmefund sich nämlich inzwischen bereits so zahlreich geworden, daß wir nur schon Gesagtes hätten wiederholen können.

An dieser Stelle überlasse ich das Wort den Experten und ihren fesselnden Geschichten. Und es wird nicht an Überraschungen fehlen, denn: Archäologie ist Abenteuer!



Felszeichnung von Carschenna (Platte II), Domleschg, Graubünden. (Zeichnung U. Schwegler)

Steinkulte und Ahnensteine in Graubünden

Zur Landschaftsmythologie einer Grossen Göttin in Rätien¹

Der heutige Kanton Graubünden in der Schweiz gehört geschichtlich gesehen zu einem alträtischen Gebiet, das sich einmal ungefähr von der Region Venedig bis zum Bodensee mit östlichen und westlichen Ausläufern ausgebreitet hat. Überlieferungen berichten von verschiedenen Stämmen innerhalb dieses alpinen Gebietes, das sich Pässe überschreitend sowohl im südlichen wie im nördlichen Alpenraum erstreckte.² Was wir in den letzten Jahrzehnten archäologisch oder schriftmässig zur Räterfrage wissen, ist nicht unerheblich, jedoch immer noch sehr lückenhaft. Gerade deshalb ist es notwendig, sowohl geografisch wie fachlich Grenzen zu überschreiten, also z.B. Archäologie, Ethnologie (= Volkskunde) und Ortsnamenforschung zu berücksichtigen. In diesem Sinne möchte ich hier einen kleinen Beitrag leisten.

Etwa um 400 v. u. Z. umgeben verschiedene Völkerschaften das alträtische Gebiet. Im Süden sind

dies die indoeuropäischen Griechen, die indoeuropäisierten Veneter und Lepontier sowie die Etrusker, die sprachlich ein nicht-indoeuropäisches Relikt darstellen. Im Norden dringen zu dieser Zeit keltisch-indoeuropäische Gruppen in diese inneralpine Region ein. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass der Bodensee einmal *Lacus Venetus* genannt wurde, so dass wir auf eine weitere Verbreitung der Veneter schliessen können. Die Räter bzw. die rätischen Stämme selbst gehören sprachlich ebenfalls zum nicht-indoeuropäischen Relikt, befinden sich somit in einer alteuropäischen Gruppe, wie z.B. dem Etruskischen, dem Baskischen oder Iberischen.³ Wie alle die letztgenannten Kulturen repräsentiert auch das Rätische eine Restkultur aus alteuropäischer Zeit, die entweder eingewandert, geschrumpft oder ein alpines Rückzugsgebiet gefunden hat.

Ein wesentliches Kennzeichen eines vorindoeuropäischen Europa ist die

grosse Verwendung und Verbreitung des Steines und von Steinstätten, so dass wir von einer Megalithzeit sprechen können. Die Megalithkultur finden wir im gesamten Mittelmeergebiet, in West-, Nord- und Mitteleuropa, aber auch im Alpenraum.⁴ Besondere Stätten sind hier das Aostatal, das Val Camonica, das Trentino oder das Wallis. Aufgerichtet wurden hier Steinkisten, einzelne Steine (Menhire) oder Steingruppen, die teilweise deutlich in Menschenform gearbeitet sind. Insbesondere wurden weibliche Steine gefunden, die auf eine Ahnfrau und Göttin schliessen lassen, was in Westeuropa allgemein mit "Dolmengöttin" bezeichnet ist.⁵ Aber auch Steinritzungen (Gravuren) in Felsen und Blöcken bezeugen einen alten Steinkult, der wiederum verbunden war mit einer Natur- und Ahnenverehrung. Diese frühe Mythologie und deren Stätten aus der Bronze- und Jungsteinzeit werden von den nachfolgenden Völkerschaften teilweise übernommen und indirekt bis ins Mittelalter subkulturell überliefert. Gerade aber die letzten 2000 Jahre haben den Steinkult auch im rätischen Gebiet massgeblich verändert. Ein vorchristlich-frühpatriarchaler Umbruch in der Gesellschaft und der Mythologie setzt sich bei der christlichen Missionierung Europas weiter fort, so dass z.B. der Steinkult unter ein moralisches Verdikt fällt.⁶ Wir kennen diese unrühmliche Geschichte der Zerstörung und Dämonisierung bis heute und tragen sie weiter, wenn wir unbedacht Namen wie "Teufels-" oder "Hexenstein" verwenden.

Hexen-Platte von Tarasp, Engadin,
Graubünden.
Foto: G. Bodini





Vielfalt der Steine

In Graubünden finden wir eine grosse Vielfalt des Steinkultes, der bis in die letzten Jahrzehnte noch mit einem Brauchtum verbunden war. Zu nennen sind die häufig vorkommenden *Schalensteine*, Steine, die beckenartig mit mehreren Einbuchtungen versehen sind, die teilweise auch miteinander verbunden wurden, um eine Art Rinnsystem zu erhalten.⁷ Gerade bei horizontalen Schalensystemen können wir zeigen, dass ein kultisches Wasserspiel mit einer Flüssigkeit (Wasser, Milch, Blut) denkbar ist, zumal verbunden mit einem Datum im Festkalender des Jahreskreises, z.B. Mittsommer (Johannes-Tag).

Dazu kommen *Steinstelen* mit Gravuren, entweder mit einer Schrift oder mit einem menschlichen Umriss (heute im Rätischen Museum Chur). Ein weiterer Typ sind die oft unterschätzten bzw. trivialisierten *Kindersteine*, also Steine, von denen die Frauen oder die Hebamme die Kinderseele empfangen, oder die damit zusammenhängenden *Rutschsteine*, auf denen Frauen, die schwanger werden wollten, teilweise mit blossem Gesäss heruntergerutscht sind.⁸ Wichtig dabei war der enge körperliche Kontakt zwischen dem Ahnenstein als Seelenträger und der jungen lebenschenkenden Frau, die einer Seele/einem Ahn wieder ein menschenkörperliches Dasein ermöglicht.

Solche "animistischen" oder "tote-mistischen" Zusammenhänge ersehen wir heute beispielsweise noch in traditionellen Überlieferungen (Sagen, Märchen). Dieser Brauch der "übernatürlichen" Empfängnis hat aber nicht unbedingt etwas mit einem "Fruchtbarkeitskult" zu tun, sondern reicht tiefer in eine mutterrechtliche Zeit mit einem verbreite-

ten Ahnen- und Wiedergeburtsglauben.¹⁰

Ebenfalls in Graubünden vertreten sind die Knie- oder *Fusssteine*. Dies sind Steine mit einem geglaubten Abdruck des Knies oder der Füße einer heiligen Person, oft einer christlichen Gestalt, die dem Stein nachträglich übergestülpt wurde. Schliesslich fehlen die "Teufels"- und "Hexen"-Steine nicht, letztere oft verbunden mit einer Sage von einem alten Tanzplatz der "Hexen". Dazu noch zwei landschaftsmythologische Bemerkungen. Im bekannten Volkslied der heiligen Margaretha Graubündens wird erwähnt, dass diese mythologisch-vorchristliche Frauengestalt auf einem Stein "ausrutschte" und dabei ihre Blösse zeigte. Wir erkennen hinter diesem Motiv die bekannte Verwendung eines Steines als Kinder- oder Rutschstein, auf dem die Margaretha heruntergerutscht ist. Ihr Tal ist z.B. die Surselva mit dem bemerkenswerten Rhein-Fluss (Rhenus). Dieser wird mit einem Symboltier der Margaretha bezeichnet, nämlich mit der Schlange oder dem Drachen. So heisst z.B. die Ortschaft Sedrun nach dem Drachen (dragun), der auch auf dem Altarbild der Margaretha in Obersaxen (Georgskapelle) erscheint.¹¹

Margaretha mit Drachen in
Obersaxen, Surselva, Graubünden.
Foto G. Vasella

Das Margrethenlied

Die heilige Margreth war sieben Sommer
auf der Alp.

Weniger fünfzehn Tage.

Sie ging einmal den Staffel herab,
Und viel auf eine böse Platte von Stein,
Daß sich entdeckte des Busens Schein.
Der Hirtenbube hat es gemerkt:

„Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.“

„Und wenn der Senne es nicht muß
wissen,

So will ich drei schöne Hemden dir geben,
Die weißer werden, je mehr du sie
bestäubst.“

„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.“

„Und wenn der Senne es nicht wissen
muß,
So will ich drei schöne Schafe dir geben,
Die du scheren kannst dreimal des
Jahres,
Und jede Schur gibt vierundzwanzig
Krippen Wolle.“

„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.“

„Und wenn der Senne es nicht wissen
muß,
Dann will ich drei schöne Braunkühe dir
geben,
Die du melken kannst dreimal des
Tages,
Und jedesmal den Eimer voll Milch.“

„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.“

„Und wenn der Senne es nicht wissen
muß,
Dann will ich einen schönen Anger dir
geben,
Wo du mähen kannst dreimal des Jahres,
Und einen großen Heustock jedesmal.“

„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen...“

„Und wenn der Senne es nicht wissen
muß,



So will ich eine schöne Mühle dir geben,
Die tags Roggen mahlt und nachts Weizen.
Ohne einmal aufzuschütten.“

„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.“

„Und wenn der Senne es wissen muß,
Dann sinke in den Grund bis zum Halse!“

„O gute heilige Margrethe,
Ohilf mir doch empor!
Das soll unser Senne nicht wissen.“

Sie half ihm empor, er aber hub an:
„Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Jungfrau wir besitzen.“

„Und wenn der Senne es wissen muß,
Dann sollst du drei Klafter versinken.“

Dann scheidet die heilige Margreth
schnell
Und bietet ringsum Lebewohl.
„Lebe wohl, du mein guter Senne!
Lebe wohl, du mein Alpkessel,
Lebe wohl, du mein Butterfaß,
Lebe wohl, du mein kleiner Herd,
Allwo ich die Schlafstatt hatte,
- Warum tats du das, guter Hirtenknabe?
- Lebt wohl, meine guten Kühe,
Euch wird die Milch vertrocknen,
Ach, lebe wohl, lebe wohl ringsumher!
Weiß Gott, wann ich einmal wiederkehr!“

Dann ging sie über den Kunkel hinaus,
Der Milchkessel nach, und nach die
Kühe,

Soweit sie noch die Scheidende schauten,
Haben sie zu weinen nicht nachgelassen.
Dann kam sie vorbei an einem Bronn
Und sang: „O Bronn, o kleiner Bronn,
Wenn ich von dannen gehe,
So wirst du gewiß vertrocknen!“
Und vertrocknet ist der Bronn.
Dann ging sie über eine Halde hinaus
Und sang: „O Halde, o traute Halde,
Wenn ich von dannen gehe,
So wirst du gewiß verdorren.“
Und verdorrt ist die Halde.
„Ach gute Kräuter,
Wenn ich von dannen gehe,
Verdorrt ihr und grünt wohl nimmer
mehr.“

Und verdorrt sind die Kräuter und
grünen nimmermehr.
Unter der Glocke Sankt Jörgs und Sankt
Galls

Ist die Maid vorübergezogen,
Da hat es geläutet so lauten Schalls,
Daß der Klöppel herausgeflogen.

Der Name der Margaretha selbst ist eine christliche Anlehnung an eine vorchristliche Göttin, die etwa "Reitia" genannt wurde, wie Inschriften und gefundene Frauenfigürchen¹² in Südtirol bezeugen.



Reitiafigürchen vom Nonsberg, Trentino Italien. Zeichnung M. Egg

Ebenso war die "Hexen"-Tanzplatte mit Schalen und Zeichen in Tarasp im Engadin heiligen Frauen und einer Ahnin/Göttin geweiht. Die Taltschaft Engadin hat ihren Namen vom Fluss Inn, der auf ein älteres Ainos zurückgeht. Engadin bedeutet wortwörtlich "Garten der Inn", und dort liegt auch unsere "Hexen"-Platte. Interessanterweise geht nun En, In oder An auf ein bekanntes Wort Ana oder Dana zurück, ein vorindoeuropäisches Wort, das wir z.B. in den Flüssen Donau (Danubius), Rhone (Rodanus) und sehr wahrscheinlich auch im Wort Rhein (Rhenus) wiederfinden. Die Göttin Ana/Dana ist alteuropäisch-mediterranen Ursprungs und das Wort bedeutet u.a. auch "Mutter", was bei matriarchalen Gesellschaften die übliche Anrede der Grossen Ahnfrau war. Man beachte dazu auch die Bergkuppe "Madrisa" im Prättigau, deren Namen auf Mater (Mutter) und Risa/Rita zurückgeht, mit einer entsprechenden Sage von einer schwarzen und weissen Madrisa.¹³

Zeichensteine von Carschenna

Einer der heiligsten Orte der Göttin Ana liegt im Domleschg in der Nähe von Sils. Gemeint ist der Höhengsitz Carschenna zusammen mit Crap Carschenna. Diese befinden sich in einer ausgeprägten Fluss-Gabelung, welche der Rhein (Rhenus) und die Albula "die Weisse" bilden. Das Wort "Carschenna" trägt die bekannte Endung -enna, die auf die Göttin Ana oder Dana hinweist. Aber auch das Anfangswort car- ist verständlich. Als Vergleich erwähne ich die Ortsnamen Carnac in der Bretagne, Kärnten (Carantania) in Österreich oder Carrara in Italien, das für seinen Marmor berühmt ist. All diese Wörter und viele andere in Europa beinhalten das Wort car-, das Stein, Fels oder Berg bedeutet und wie das Wort Ana aus vorindoeuropäischer Zeit stammt bzw. in den indoeuropäischen Wortschatz übernommen wurde. Somit bezeichnet Carschenna den Stein, Fels oder Sitz der Göttin An(n)a als einen Kultplatz, was auch archäologisch belegbar ist. Ein Hirtenmädchen von Sils, Leni Giossi, entdeckte auf dem Maiensäss Carschenna eigenartige Felsgravierungen, als sie dort das Vieh betreute. Im Jahr 1965 fand der Forstingenieur Peter Brosi ebenfalls die auf etwa 1150 m über Meer liegenden Felsbilder und meldete diese dem Rätischen Museum in Chur. In der Folgezeit entdeckte man in Carschenna wunderschöne Schalen- und Zeichensteine mit konzentrischen Kreisen, Rinnen und Schälchen, wovon die ältesten Spuren der Felsbilder bis in die Mitte des 3. Jahrtausends reichen.¹⁴

Felszeichnung von Carschenna,
Domleschg, Graubünden.
Foto: G. Bodini



Besonders die Steinplatte II zeigt ein aussergewöhnliches Rinnsystem mit einer steten Bewässerung, wobei die konzentrischen Kreise an aussereuropäische Totemzentren erinnern.¹⁵ Von solchen Zentren leiten z.B. die australischen Ureinwohner ihre Existenz ab, d.h. dort wurden sie als "Seelenkinder" von einer Frau aufgenommen, so wie in Graubünden beim sakralen Steinrutschen. Gleichzeitig leitet sich ein ganzer Stamm von einem solchen Ahnenzentrum ab. In Analogie wäre es für Carschenna durchaus denkbar, dass ein früher Stamm der vorindoeuropäischen Megalithzeit sich hier von einer göttlichen Ahnfrau Ana/Dana ableitet und ihr Zentrum vorgefunden hat.

Steinreihe von Falera

Nicht weit von Carschenna liegt auf 1218 m Höhe die Ortschaft Falera in der Surselva, die einst eine bronzezeitliche Siedlung war. Eine der schönsten Scheibennadeln mit einer Länge von 84 cm wurde aus jener Zeit gefunden. Besonders interessant sind aber die Menhire und Steinblöcke der Muota-Falera, wo sich heute die Remigiuskirche befindet. Der Ort ist wunderschön auf einer Anhöhe gelegen, von welcher man das ganze Tal überblickt. Die Steine selbst sind etwa 3600 Jahre alt, doch sind diese nur noch der Rest einer komplexen Anlage, denn viele wurden zerstört, als Baumaterial verwendet oder aus Platzgründen entfernt. Ab 1986 wurde die Anlage rekonstruiert, so dass heute u.a. sechs Blöcke eine Steinreihe von Nordosten nach Südwesten bilden. Die Ausrichtung der Menhirreihe ergibt zwei Daten im Jahreskreis, nämlich den Sonnenaufgang um den 21. Mai und den 21. Juli, also ca. einen Mo-



Die Steinreihe von Falera in der Surselva. Foto: G. Bodini



nat vor und einen Monat nach der Sommer-Sonnenwende bzw. des heutigen Johannistages.¹⁶ Die Kultstätte von Falera ist zweifellos in den Ort und in das Tal eingebettet, doch das eigentlich Heilige des Platzes ist der Muota-Hügel selbst hinter der Remigiuskirche. Dort finden wir eine zauberhafte Stein- und Pflanzenlandschaft mit einem einmaligen Ausblick auf das Tal und die umliegenden Berge. Die älteste Form der Naturverehrung ist die direkte Verehrung der Landschaft. Bildnisse, Schreine und Kapellen sind spätere Zufügungen und verwässern den entsprechenden Kultplatz. Der Muota-Hügel ist also das Heiligtum an sich, worauf auch der Ortsname hinweisen dürfte. Falera oder Phalera beinhaltet nämlich das vorindoeuropäische Wort pal- oder pel- mit der Bedeutung Stein, Felsen oder Berg, wie es zum Beispiel in Bergnamen, im engadinischen (s)pel oder in den mediterranen Wörtern labrys und labyrinth (mit Umkehrung von pal- zu lap-) vorkommt.¹⁷ Die Bezüge in der Landschaft und die Sagentradition weisen darauf hin, dass wir in Falera einen weiteren Kultort der Ana/Dana bzw. Margaretha alias Reitia vorfinden.

Steine der Alten Mutter

In Graubünden gibt es noch andere Orte der Ahnenverehrung, wo eine Ahnfrau ruht und als "die Alte" bezeichnet wird. In der Nähe von Zuoz im Engadin befindet sich eine bewaldete Eintiefung, die Val Vallatscha. Dort springt ein kleiner Bach oberhalb der Strasse zur Alp Belvair über einen Felsen, der Il chül da la veglia "das Hinterteil der Alten" genannt wird. Noch im 19. Jahrhundert mussten die Knaben von Zuoz bei

der Alpfahrt hinaufsteigen und den Felsen der Göttin und Ahnfrau küssen. Eine weitere Ahnfrau in Stein und Fels begegnet uns im Münstertal auf dem Weg zu den Alpen in der Val Mora. Aus Sta. Maria wird dazu berichtet: "Wenn ein Knabe aus Sta. Maria i.M. zum ersten Mal auf die Alp geht, so führt ihn der Weg an einen mächtigen Felsen mit einer auffallenden, fensterähnlichen Höhlung vorbei. Hier wohnt die Muma veglia [alte Mutter] und sie kommt heraus und gibt ihm einen Kuss." Interessanterweise ist es hier die Ahnin, welche dem Knaben einen Kuss gibt, doch wahrscheinlicher ist, dass dies der Junge zu leisten hat. Eine Person von Müstair erzählt: "Jedes Kind war mit 8-10 Jahren imstande, mit dem Vieh den fast 6 Stunden langen Weg nach der Klosteralp zu gehen. Der bedeutendste Augenblick war wohl, der 'Muma veglia' einen Kuss zu geben. Mein Grossvater erzählte mir damals, jedes Kind, welches die 'Muma veglia' küsse, stehe unter einer besonderen Schutzmacht."¹⁸ Das Motiv, eine Göttin in der Gestalt einer alten Frau zu küssen, ist in der keltischen Tradition reich belegt und dürfte auf vorkeltisch-matriachale (vorindoeuropäische) Spuren hinweisen. Die alte Frau verkörpert dort die Herrin des Landes, die Herrschaft und Garantin des Thrones, auf dem ein König sitzt. Der junge Mann, der König werden will, begegnet einer hässlichen Alten, welche ihn auffordert, sie zu küssen. Durch diesen Kuss hat er seine Initiationsprobe bestanden. Die Greisin wandelt sich nun wie die Landschaft zu ihrer Doppelgestalt, zu einem schönen jungen Mädchen, welches ihn liebend empfängt. Der Junge ist dadurch legitimiert und sie ist es, die ihm die zukünftige Thronfolge prophezeit, was dann auch trotz aller Hindernisse eintritt.¹⁹

Resümee

Graubünden und das rätische Gebiet sind in bezug auf eine alteuropäische (Megalith)-Kultur alpine Rückzugsgebiete, etwa vergleichbar mit den Pyrenäen oder dem äussersten Westen Europas. Aus der Sicht der interdisziplinären Landschaftsmythologie erkennen wir sehr häufig Beziehungen von Stätten und Funden zu einer Ahnfrau und Göttin, die vorindoeuropäisch-mediteran Dana/Ana oder Rita/Reitia genannt wurde. Diese wird in christlicher Zeit "getauft" und erscheint als Marga-Retha. Als weitere Reliktwörter aus dieser Zeit erhalten wir Car- und Pal-, die beide "Steinwörter" sind. Ebenso erkennbar sind steinerne Ahnfrauen, die im Brauch-

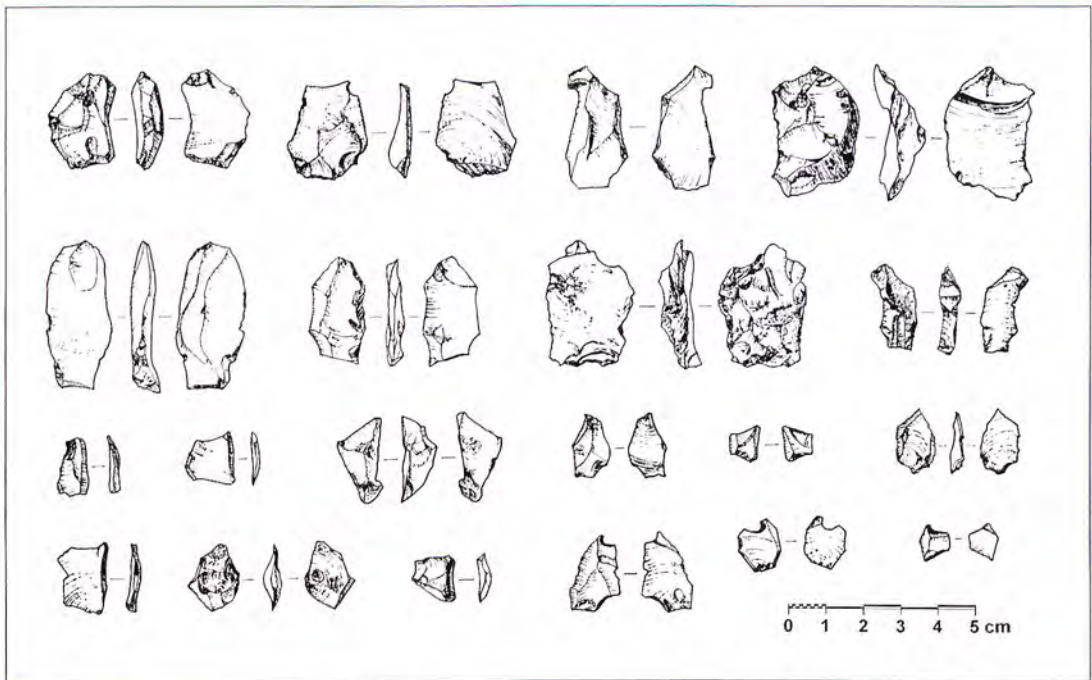
tum der Neuzeit einfach "die Alte" oder "die alte Mutter" genannt werden, was sich auch im Bergnamen "Madrisa" (Mater Rita) widerspiegelt. Das Rätische wie das Etruskische (Baskische, Iberische, Kanarische etc.) repräsentieren in mancher Hinsicht diese alteuropäische Kultur, die mit hoher Wahrscheinlichkeit mutterrechtlich-matriarchal organisiert war.²⁰ Für das rätische Gebiet lässt sich dies durch eine fachübergreifende Landschaftsmythologie nur noch in der religiösen Anschauung zeigen, während wir bei den Etruskern historische Berichte haben, die auf einen mutterrechtlichen Kulturhintergrund schliessen lassen.²¹

Die Muma Veglia, "Alte Mutter", in der Val Mora, Münstertal, Graubünden. Foto: G. Bodini



Anmerkungen

- ¹ Der Text basiert auf einem Vortrag, gehalten am internationalen Symposium "Archaischer Vintschgau" in Goldrain (Tirol) vom 16.-18. November 1998 und wurde für die Publikation erheblich erweitert.
- ² vgl. Paul Gleirscher: Die Räter. Chur 1991; *helvetia archaeologica* 93/94 "Räter und Etrusker". Basel 1993.
- ³ vgl. Wolfgang Meid: Aspekte der germanischen und keltischen Religion im Zeugnis der Sprache. Innsbruck 1991; Antonio Tovar: Die Indoeuropäisierung Westeuropas. Innsbruck 1982; Kurt Derungs: Mythologische Landschaft Bodensee. In: Mythologische Landschaft Deutschland. Hrsg. von Heide Göttner-Abendroth und Kurt Derungs. Bern 1999.
- ⁴ vgl. Kurt Derungs: Menhire der Westschweiz. In: Mythologische Landschaft Schweiz. Bern 1997.
- ⁵ vgl. Sibylle von Reden: Die Megalithkulturen. Köln 1978; John Meier: Der Brautstein. Bern 1996; Heide Göttner-Abendroth: Architektur im Matriarchat. In: Für Brigida. Frankfurt 1998; Marija Gimbutas: Die Zivilisation der Göttin. Frankfurt 1996.
- ⁶ vgl. Christian Caminada: Die verzauberten Täler. Olten 1961; Yves Schumacher: Steinkultbuch Schweiz. Bern 1998.
- ⁷ vgl. Urs Schwegler: Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Basel 1992; Kurt Derungs (Hg.): Mythologische Landschaft Schweiz. a.a.O.
- ⁸ vgl. Yves Schumacher: Steinkultbuch Schweiz. a.a.O.; Heide Göttner-Abendroth: Spuren des Matriarchats in der Schweiz. In: Mythologische Landschaft Schweiz. a.a.O.
- ⁹ vgl. Kurt Derungs: Struktur des Zaubermärchens II. Hildesheim 1994; Kurt Derungs: Amalia oder Der Vogel der Wahrheit. Mythen und Märchen aus Rätien im Kulturvergleich. Chur 1994.
- ¹⁰ vgl. Kurt Derungs: Brautstein und Ahnenstätte. In: Mythologische Landschaft Deutschland. a.a.O.
- ¹¹ vgl. Andrea Schorta: Rätisches Namenbuch. Bern 1985; Kurt Derungs (Hg.): Mythologische Landschaft Schweiz. a.a.O.
- ¹² vgl. Paul Gleirscher: Die Räter. a.a.O.
- ¹³ vgl. Kurt Derungs: Mythologische Landschaft Graubünden. In: Mythologische Landschaft Schweiz. a.a.O.
- ¹⁴ vgl. *helvetia archaeologica* 111/112 "Felszeichnungen in Graubünden". Basel 1997.
- ¹⁵ vgl. Tier und Totem. Naturverbundenheit in archaischen Kulturen. Hrsg. von Sigrud Hellbusch u.a. Bern 1998.
- ¹⁶ vgl. Ulrich und Greti Büchi: Die Menhire auf Planezzas/Falera. Stäfa 1995.
- ¹⁷ vgl. Wolfgang Meid: Aspekte der germanischen und keltischen Religion im Zeugnis der Sprache. a.a.O.
- ¹⁸ vgl. *Terra Grischuna* 40, Chur 1981, Nr. 6 (Dezember) "Geheimnisvolles Graubünden".
- ¹⁹ vgl. Kurt Derungs (Hg.): Keltische Frauen und Göttinnen. Matriachale Spuren bei Kelten, Pikten und Schotten. Bern 1995; Heide Göttner-Abendroth: Das Matriarchat II, I. Stuttgart 1991. "Khasi".
- ²⁰ vgl. Marija Gimbutas: The social structure of Old Europe. In: *Journal of Indo-European Studies* 17, 1989, p. 197 ff.; Matriarchate als herrschaftsfreie Gesellschaften. Hrsg. von Heide Göttner-Abendroth und Kurt Derungs. Bern 1997.
- ²¹ vgl. Jacques Heurgon: Die Etrusker. Stuttgart 1971; Dominik J. Wölfel: Die Religionen des vorindogermanischen Europa. Hallen 1980.



Abschläge und Kerbstre vom Naturnser Joch, Zeichnung: G. Niederwanger

Mesolithische Höhenfunde im Vinschgau und seinen Nebentälern.

Nach dem Ende der letzten Würm-Kaltzeit drangen vor ca. 15.000 Jahren die spätpaläolithischen Jäger bei ihren Streifzügen aus dem südlichen Alpenvorland allmählich tiefer ins Alpeninnere vor und hinterließen dabei Spuren menschlicher Niederlassungen.

Im Trentino sind uns mehrere Fundkomplexe mit reichlichem Fundmaterial aus dem späten Epigravettien bekannt, während in Südtirol bis jetzt nur drei Stellen in Erscheinung treten, deren Fundgut in den Zeitraum von 13.000 bis 8.000 vor Christus gestellt werden kann, wobei sich durch die geringe Fundanzahl eine gewisse Unsicherheit in der Datierung ergibt. Deshalb ist auch der vorgeschichtli-

che Wohnplatz unter einem Felsdach am Neuräutl bei Naturns (1) nur mit Vorbehalt als die älteste Siedelstätte im Vinschgau anzusehen. Durch eine planmäßige Grabung könnten dort vielleicht eindeutig datierende Fundstücke gehoben werden, die eventuell diesen Platz als spätpaläolithische Lagerstätte ausweisen.

Ein umfassenderes Bild bietet uns das dem Epigravettien anschließende Mesolithikum. Mit dem Einsetzen einer fortschreitenden Klimabesserung im Präboreal um ca 8.000 vor Christus begann eine bedeutsame Erweiterung des Jagdareals, das im Laufe von vier Jahrtausenden mehr oder weniger das ganze inneralpine Gebiet einschloß.

Wahrscheinlich infolge der Abwanderung des traditionellen Jagdwildes wurden die spätpaläolithischen Siedlungsstellen am südlichen Alpenrand aufgelassen und im Etschtal, besonders im Trientner Becken, wurden die ersten mesolithischen Siedelplätze angelegt.

Grabungen an diesen mesolithischen Stationen erbrachten neben Erkenntnissen zum typologischen Erscheinungsbild der Steingeräte auch wichtige Daten zur postglazialen Vegetation und Fauna, sowie zur mittelsteinzeitlichen Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte. Die Befunde reichen vom frühen Mesolithikum, auch Sauveterrien genannt, über das späte Mesolithikum oder Castelnovien bis herauf zum Neolithikum. Zum Beispiel konnten in Vatte di Zambana und in Mezzocorona mittelsteinzeitliche Bestattungen nachgewiesen werden. In Pradestel und besonders in Romagnano bei Trient war es möglich, eine Schichtenfolge mit C14 gestützten Daten freizulegen, die einerseits von der Früh- bis zur Endphase des südalpinen Sauveterrien um 7950 bis 6200 v. Chr. reicht, aber auch das ganze Castelnovien von 6200 bis 4200 v. Chr. einschließt, sowie über die Jungsteinzeit, Kupferzeit, Bronze- und Eisenzeit sich erstreckt.

Damit sind uns wichtige typologische Hinweise gegeben, die uns Fundkomplexe generell einem bestimmten Zeitabschnitt zuweisen lassen.

Kennzeichnend für die Zeit zwischen 8000 und 6900 v. Chr. ist ein Gerätebestand, von gleichschenkelig dreieckige Mikrolithen, Segmente, kleine rechteckige Geräte mit Kanten- und Endretuschen und Spitzen mit zweiseitig retuschiertem Rücken.

Ungleichseitige Dreiecke, langgestreckt und mit schmaler Basis, wei-

sen in das späte Sauveterrien (6900 und 6200 v. Chr.).

Trapezförmige Mikrolithen, sind wie die Kerbklängen, für das Castelnovien (um 6200 bis 4200 v. Chr.) charakteristisch und zeigen somit die Spät- und Endphase des Mesolithikums an.

Kratzer dienten als Werkzeuge zum Bearbeiten von Fellen, Leder oder Holz und Klängen wurden als Schneidwerkzeuge benutzt.

Die Mikrolithen hingegen wurden als Waffeneinsätze an Pfeilschäften befestigt.

Den verschiedenen Trentiner Fundstellen können wir auf Südtiroler Raum einige mittelsteinzeitliche Siedlungsspuren am Talrand und auf Hangterrassen gegenüberstellen, die als Basislager oder Winterquartier der mittelsteinzeitlichen Jäger eingestuft werden können.

So fanden sich in St. Jakob bei Bozen, auf Sigmundskron, in Karneid, Völser Aicha, Villanders, Stufels in Brixen, am Rücken zwischen Neustift und Vahrn, sowie in St. Lorenzen Hinweise auf Mesolithstationen, von denen aus die mittelsteinzeitlichen Jäger ihre saisonalen Jagdzüge in die alpinen Hochlagen unternahmen.

In einer Schottergrube bei Salurn wurden neben Feuersteingeräten auch Faunaresten wie Gräten, Wirbel, Kiemendeckel und Schuppen von Fischen, sowie Muschel- und Schneckenschalen und Reste von Schildkrötenpanzer festgestellt. Daraus sehen wir, daß zum Nahrungserwerb im Mesolithikum neben der Jagd auch das Fangen von Fischen und Reptilien, wie auch das Sammeln von Mollusken von Bedeutung war.

Nachdem im Sommer 1970 am Colbriconsee in der Nähe des Rollepasses der erste Nachweis eines mesolithischen Jägerrastplatzes in

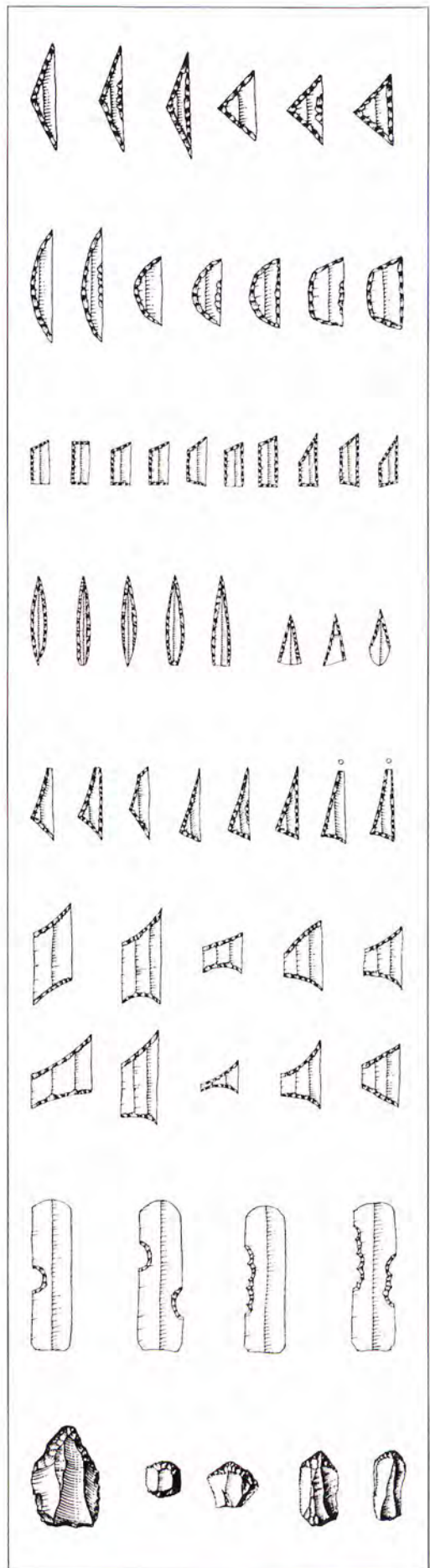
Höhenlage erbracht werden konnte, setzte eine intensive Erforschung der Almen und Jöcher ein. Bei uns in Südtirol begann diese nach dem Erstfund am Reiterjoch im Jahr 1975. Besonders in Höhen zwischen 1800 und 2300 m können bis jetzt im Raum Trentino - Südtirol über 500 Fundstellen verzeichnet werden. Das Fundgut besteht hauptsächlich aus Feuersteingeräten, Waffeneinsätzen und Kernsteinen, aber größtenteils aus Herstellungsresten und Absplissen, die beim Anfertigen und Nachschärfen der Jagdgeräte abfielen und heute auf Wegen und erodierten Flächen aufgelesen werden können.

Da bis jetzt nur an einigen Fundstellen archäologische Grabungen durchgeführt wurden, stehen uns nur wenig Funde aus organischem Material zur Verfügung, denn an der Oberfläche bleiben nur die Steinartefakte erhalten.

Bekanntlich fertigten die mittelsteinzeitlichen Jäger ihre Werkzeuge, Jagdgeräte und Waffen aus Silex, einem Feuerstein, der in Südtirol nicht vorkommt und dessen nächste Lagerstätten wir im Nonsberg, sowie in den Monti Lessini und am Monte Baldo kennen.

War dieses Rohmaterial, das ja von weit her geholt werden mußte, einmal nicht vorhanden, wurde als Ersatz Bergkristall und für weniger anspruchsvolle Geräte auch milderer Hornstein aus den Puez-Mergeln oder aus den Platten- und Knollenkalken der Buchenstein-Formation verwendet. Auch der im Porphyrgebiet vorkommende Jaspis, sowie derber Quarz wurde in Ausnahmefällen verarbeitet.

Außerdem lassen sich auf Fundstellen im Bereich des Alpenhauptkammes auch Artefakte aus nordalpinem Material, z.B. Radiolarit aus dem Rofangebirge nachweisen.



Dementsprechend finden sich auf nordalpinen Fundstellen auch Geräte aus südalpinem Silex.

Daraus können wir ersehen, daß bei der Erforschung der Wanderbewegungen der mesolithischen Jäger nicht nur der Wildwechsel und die damit verbundenen Pirschgänge zu untersuchen sind, sondern auch die Möglichkeit der Beschaffung des Rohstoffes in Betracht zu ziehen ist. Auch die Kenntnis der primären Silexlagerstätten ist für uns von Bedeutung.

Zunächst wurde bei der Suche nach mesolithischen Höhefunden größeres Augenmerk auf Jöcher und Übergänge gelegt und die günstigste Verbindung von Tal zu Tal berücksichtigt. Diese Sicht war aus mehreren Gründen erfolgreich, hängt aber vor allem mit den Haupttrouten zur Rohstoffbeschaffung und möglichem Tauschhandel zusammen.

Neuere Überlegungen zur Standort- und Routenwahl zeigten, daß man zum Auffinden von Jägerrastplätzen besonders die Qualität des Geländes im Nahbereich, sowie die Möglichkeiten der Ausdehnungen des Jagdgebietes in verschiedene Richtungen hin beachten muß.

Nach dieser allgemeinen Einführung wollen wir uns nun auf die Fährten der mittelsteinzeitlichen Jäger und Sammler begeben und einige Wanderbewegungen auf den Höhen nachvollziehen, die den Vinschgau säumen.

Vom Vigiljoch (2) aus erreichen wir das Naturnser Joch (3), wo schon im Sommer 1984 an mehreren Stellen Geräte, Abschläge und Kerbreste aus Silex aufgelesen werden konnten.

In der Umgebung des Rauhen Bühels hatten die mesolithischen Jäger ihre Rastplätze zur Bejagung des Bereiches zwischen Vigiljoch

und dem Naturnser Hochjoch eingerichtet.

Bei weiteren Begehungen dieses Gebietes konnten bisher an 17 Stellen Funde getätigt werden, die vornehmlich in das mittlere Mesolithikum datieren, was uns besonders durch Zweirückenspitzen und einer Klinge mit steiler Endretusche angezeigt wird. Dabei ist besonders interessant, daß neben Silex aus dem Nonsberg, auch Material aus den Monti Lessini verarbeitet wurde.

Von hier aus ziehen wir am Südhang auf der Höhe zwischen 2000 und 2100 m weiter gegen Westen, umrunden das Naturnser Hochjoch und den Hochwart und erreichen die Innere Falkomai Alm (4).

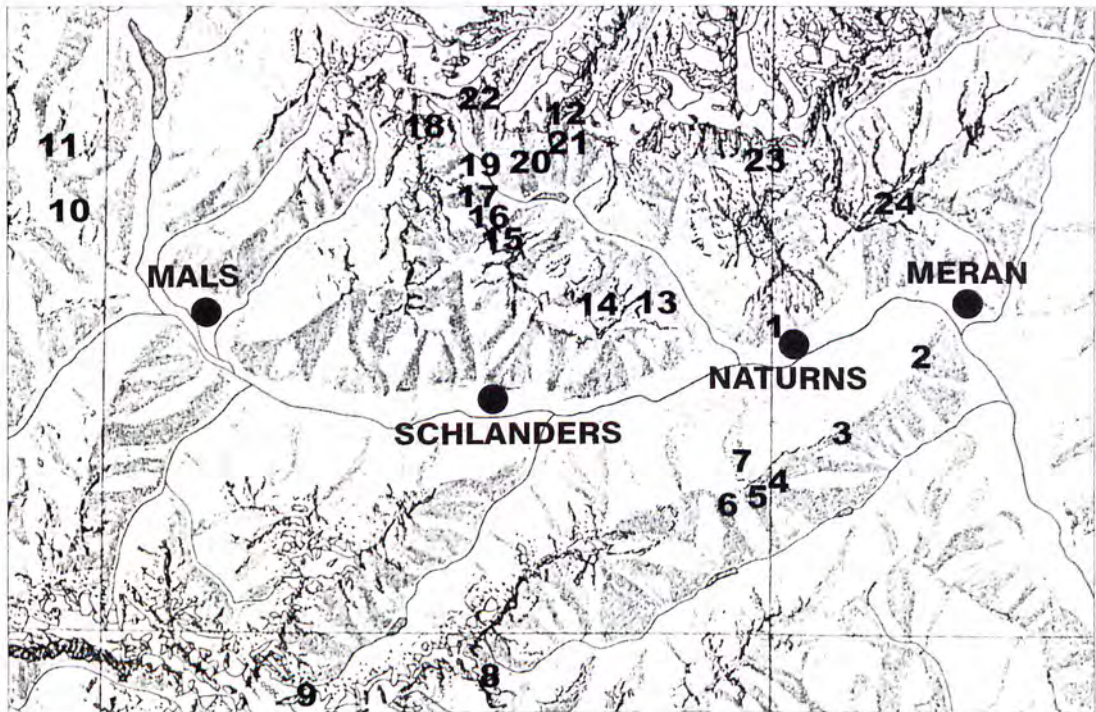
Einige dort aufgelesene Silexstücke zeigen auch hier einen Rastplatz an, aber erst nach dem Überschreiten des Sattels zwischen dem Peilstein und dem Rontscher Berg gelangen wir auf die Marschnell Alm (5), die in einem weiten Geländekessel eingebettet liegt.

Hier entdeckten wir auf einer Quote von 2190 bis 2350 m 15 Fundstellen, auf denen teilweise zahlreiche Steinartefakte auflagen. Darunter waren auch Dreieckmikrolithen, Spitzen und Klingen mit Endretusche oder auch kleine Kernsteine, die in das frühe und mittlere Mesolithikum datieren.

Einige Klingen und Trapeze, eines davon wurde auf der Unteren Marschnell Alm gefunden, zeigen, daß auch im späten Mesolithikum die Marschnell Alm den Steinzeitjägern als Stützpunkt diente.

Die große Fundmenge, sowie die zentrale Lage der Marschnell Alm lassen diese als Hauptstützpunkt der Sommerlager im Jagdgebiet zwischen Vinschgau und Ulten aufscheinen, das vom Vigiljoch bis zum Hasenöhrle reicht.

Umrunden wir den Bergkamm an



Die Nummerierung entspricht die im Text zitierten Fundstellen

der Westseite der Marschnell Alm auf einer Höhe von rund 2200 Metern, gelangen wir auf die Kofelraster Alm.

Hier fand sich eine Menge ganz kleiner Abschlüge aus Silex, von denen mehrere Stücke Brandspuren aufweisen; datierendes Gerät war aber keines dabei.

Ein solches konnte in Form eines Dreieckes am Unteren Kofelrastersee (6) gefunden werden, wo außer früh- bis mittelmesolithischen Spuren auch Anzeichen eines bronzezeitlichen Brandopferplatzes aufscheinen, der auf einer kleinen Kuppe am Seeufer angelegt war. Mit diesem könnte auch die bronzezeitliche Pfeilspitze in Zusammenhang stehen, die ein wenig unterhalb der Kofelraster Alm gefunden wurde.

Wenden wir uns von der Marschnell Alm gegen Norden, kommen wir über die Plombodenseen, welche

auch von Innerfalkomai aus zu erreichen sind, in das Zirmtal, in dem auf 2115 m Höhe die Zirmtal Alm (7) mit dem gleichnamigen See liegt. Dort entdeckten wir auf einer kleinen, in den See hineinragenden Landzunge mehrere Silexartefakte aus dem späten Mesolithikum. Darunter eine Pfeilspitze, mehrere Klingen, davon eine abgedrückte Klinge mit steiler Querretusche, einen Kerbrest und einige Abschlüge.

Der nächste mesolithische Höhenfundplatz liegt im Talschluß von Martell auf einer Höhe von 2350 m am Fuße des Cevedale. Dort fand man ungefähr 100 m ober der Zufallhütte (8) einige Silexabschlüge, die mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Mesolithikum stammen. Mit welcher Route dieser Fundplatz in Verbindung steht, muß noch erforscht werden. Eine Möglichkeit ist der Aufstieg vom Vinschgau durch das Martelltal. Ein weiterer Zugang ist vom hintersten Ultental über die

Obere Weißbrunn Alm (9), wo wir einige mittelsteinzeitliche Jäger-
rastplätze kennen.

Eine bedeutende Mesolithstation wurde kürzlich auf der Schliniger Alm (10) in einer Höhe von 2265 m entdeckt. Am äußeren Rand einer weiten Mulde die sich vom Sattel zwischen Watles und Vernungspitz gegen Südwesten ausbreitet, fanden wir an 7 Stellen Silexgeräte bzw. Waffeneinsätze, wie frühmesolithische Zweirückenspitzen und ein spätmesolithisches Trapez, sowie Kernkanten, Kratzer und Kerbreste. Nach bisherigen Befunden wurde dieser Platz, an dem sich mehrere Wasserquellen finden, vom frühen bis zum späten Mesolithikum aufgesucht.

Anhand der Zweirückenspitzen und einer mandelförmigen Pfeilspitze ist ein Zeitraum von ca. 7500 v. Chr. bis 3800 v. Chr. nachzuweisen.

Durch die zentrale Lage eignet sich dieser Platz bestens als Hauptstützpunkt zur Bejagung des oberen Schlinigertales und ermöglicht Pirschgänge nach Watles, ins Oberdörfer- und Schaftal.

Über den Schlinigpaß gelangt man ins Val d'Uina im Engadin sowie über die Rasasser Scharte ins Fallung Tal (11), einem oberen Seitenarm des Rojentales, von wo uns der Fund einer frühneolithischen Silexspitze bekannt ist.

Daß das Gebiet am Reschenpaß, sowie im Langtauferer,- Planeil- und Matschertal vorerst fundleer erscheint, wird nicht mit den tatsächlichen Begebenheiten zusammenhängen, sondern eher einer Forschungslücke zuzuschreiben sein.

Angeregt durch den Fund des "Mannes aus dem Eis" im September 1991 wurde von der Universität Trient unter der Leitung von Prof. Bagolini in Zusammenarbeit mit dem

Denkmalamt der Provinz Bozen und dem Forschungsinstitut für Alpine Vorzeit aus Innsbruck die Höhen des Schnalstales auf Spuren frühester menschlicher Begehung, bzw. Besiedlung untersucht.

Im Verlauf von drei Sommerkampagnen konnten im Schnalstal zu den Fundstellen im Pfosental und Tisental, die schon vorher bekannt waren, 14 weitere mesolithische Fundplätze verzeichnet werden, wobei an einigen Stellen kleinere Grabungen vorgenommen wurden. Die Jägerrastplätze im Schnalstal liegen durchschnittlich über der normalen Höhe und durch den Fund mesolithischer Mikrolithen am Fundplatz des "Ötzi" kann das 3210 m hohe Tisenjoch (12) vorläufig als die höchstgelegene mesolithische Fundstelle im Alpenraum bezeichnet werden.

Nun wollen wir eine neue Route erwandern und steigen von Juval, wo ein Winterlager mittelsteinzeitlicher Jägergruppen zu vermuten ist, über die Schloßalm auf die Trumsböden. Von dort, den Trumsspitz östlich umgehend, gelangen wir zum schöngelegenen Saxalber See (13) und legen dort eine verdiente Rast ein.

In einer geschützten Mulde am Seeufer konnten einige Silexstücke aufgefunden werden, von denen eine Klinge dem späten Mesolithikum zugeschrieben wird. Dunkle, von Kohlefaltern durchsetzte Erde läßt uns hier auf 2474 m Meereshöhe einen Jägerrastplatz annehmen.

Nach dem Bejagen des weiten Gebietes, das den Saxalber, die Klosteralm und die Böden zwischen Sardut- und Kreuzspitz einschließt, könnten die mesolithischen Jäger von den Trumsböden über den Kamm zum Trumsspitz aufgestiegen sein, um auf die Penauder Alm zu gelangen. Hier am Talschluß des Penaudtales (14) liegt wieder ein weitläufiges

Jagdgebiet vor, in dem die mittelsteinzeitlichen Jäger Rastplätze anlegten, von denen einer auf 2430 m, an einem großen Stein entdeckt und näher untersucht werden konnte.

Etwa 100 m von dieser Stelle entfernt wurden im Sommer 1999 auch einige Silexstücke aufgelesen, die wir dem Mesolithikum zuweisen können.

Unser Weg führt weiter über die Mastaun Alm zum Kortscher See (15), an dessen Ufer auch einige Silexartefakte aufgelesen wurden.

Von hier geht es weiter zum Taschenjoch und zur zerstörten Heilbronner Hütte (16), die auf 2772 m Meereshöhe liegt, in deren Nähe letzthin auch ein Silexfund gemacht wurde.

Nun steigen wir hinab in die große Weitung des Lagauntales (17), wo ebenfalls in der Höhe von 2172 - 2185 m an mehreren Stellen mittelsteinzeitliche Silexartefakte aufgelesen wurden.

An einer Stelle, wo oberflächlich mehrere Stücke lagen, wurde eine kleine Grabung angesetzt, bei der Holzkohlesplinter und eine Menge z.T. vom Feuer angebrannte Abschläge zum Vorschein kamen, die allgemein dem Mesolithikum zuzuschreiben sind. Außer einer Klinge, die in das späte Mesolithikum datiert, waren keine typischen Geräte oder Waffeneinsätze im Fundgut vertreten.

Geht man von Lagaun ins Langgrubtal, kommt man über Alpegg zur Lazaunalpe und weiter über die Kitzerköfl, wo am Steig ein Stirnkratzer aus gelbem Silex gefunden wurde.

Im Langgrubtal (18) angekommen, finden wir in der Nähe einer Quelle am Fuß des Roßköpfl auf einer seichten Kuppe in 2450 m Höhe einen Rastplatz. Dort konnte unter anderem eine Klinge aus rotbraunem

Silex aufgelesen werden.

Auf der gegenüberliegenden Talseite liegt in 2524 m Höhe ein Jägerastplatz, von dem aus man den weiten Talkessel von Langgrub überblicken kann und der daher wahrscheinlich den Jägern zur Beobachtung des Wildes diente.

Auf dieser markanten Kuppe, am Ende eines langgestreckten Moränenwalles, der die Hochfläche von Hochschwemms abschließt, konnten auch mehrere Silexgeräte und Abschläge aufgesammelt werden.

Der Abstieg nach Kurzras führt am Unterberg vorbei, wo sich am Weg mehrere Hinweise auf mesolithische Begehungen zeigten.

Im Gegensatz zu den rechten Seitentälern des Schnalstales weisen die linksseitigen nur schwer begehbare Querverbindungen auf. Daher ist anzunehmen, daß die Jagdzüge in die einzelnen Hochtäler von Stützpunkten im Talboden aus unternommen wurden.

Ein Hinweis dafür ist uns durch den Fund einiger Silexgeräte gegeben, die auf und um einem großen Felsen bei den Kofelhöfen (19) unterhalb Kurzras zum Vorschein kamen. Die Begehung des Finailtales (20) sowie des Tisentaales (21) durch mesolithische Jäger ist uns durch den Fund mehrerer Steinartefakte bezeugt, jedoch konnte, trotz gründlicher Suche, kein Lagerplatz festgestellt werden. Vermutlich befand sich dieser in der Gegend von Vernagt und ist heute vom Stausee überflutet.

Im Talschluß von Schnals konnten am Weg, der von Kurzras zum Hochjoch führt, in der Nähe einer Wasserstelle auf der Stueteben (22) einige Silexstücke gefunden werden. Daraufhin wurden durch intensives Absuchen des Bodens drei Jägerastplätze ausgemacht, von denen

zwei ausgegraben wurden.

Feine Brandschichten, die vom Feuer angebrannte Silexstücke einschlossen, wurden aufgedeckt. Zahlreiche Abschlüge und Splitter, Kerbreste, aber auch Geräte und Waffeneinsätze aus Silex, sowie aus Bergkristall, sind im Fundgut enthalten.

Der Großteil der Geräte, z. B. kleine Rundkratzer, wie auch ein ungleichschenkeliges Dreieck und eine Zweirückenspitze datieren in das mittlere Mesolithikum (um ca. 6700 v. Chr.), jedoch zeigt die Anwesenheit eines Trapezes, daß dieser Rastplatz auch im späten Mesolithikum um 5200 v. Chr. in Benutzung war.

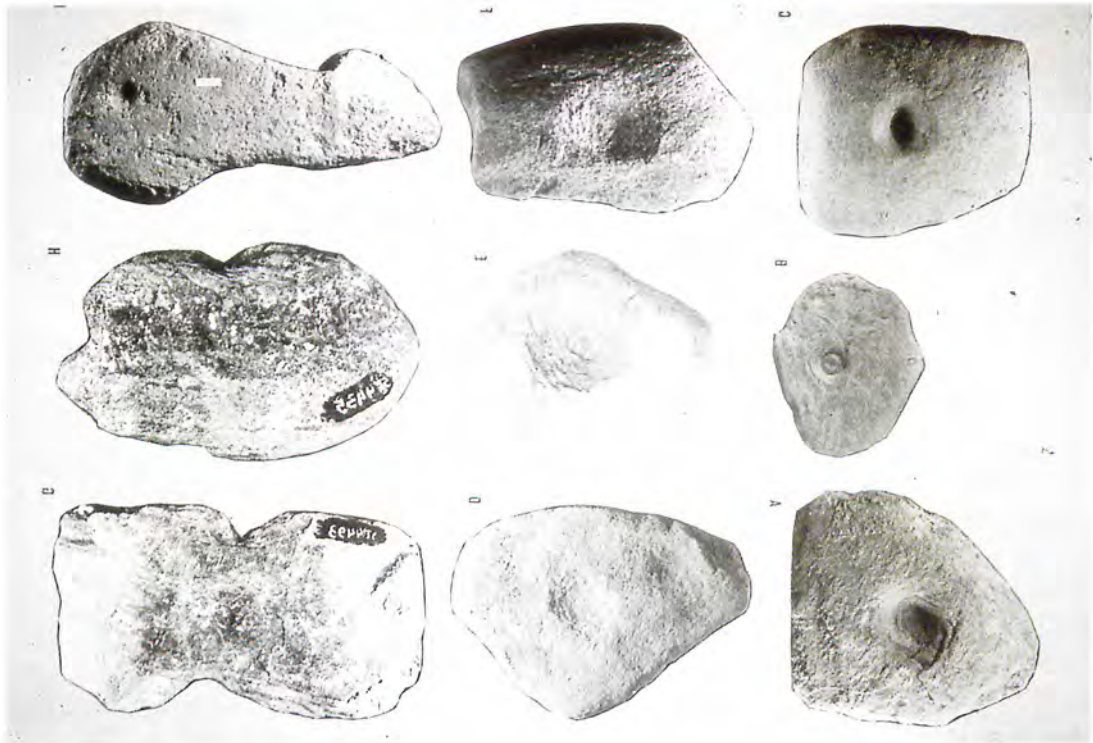
Mit einer Wanderung von Karthaus in das hintere Pfossental wollen wir unseren Streifzug durch das Vinschgauer Mesolithikum abschließen und noch einen Blick auf die Geländekuppe werfen, wo unterhalb der Grubalm (23) in 2350 m Höhe auf einem spätmesolithischen Jägerrastplatz entsprechende Silexfunde aufgefunden wurden.

Ein weiterer Tagesmarsch würde uns über die Johannesscharte, Lodner-Hütte, Halsjoch und Milchseescharte zum Oberkasersee (24) in Sprons führen, in dessen Nähe auch ein spätmesolithischer Jägerrastplatz bekannt ist.

Rückblickend können wir feststellen, daß über das Mesolithikum im Vinschgau doch schon einiges bekannt ist, aber zahlreiche weiße Flecken auf der Landkarte regen zu weiteren Forschungstätigkeiten an.

Literatur

- BAGOLINI B., 1980, Il Trentino nella Preistoria del mondo alpino. Editrice Temi, Trento
- BAGOLINI B. - DALMERI G., 1980, Lago di Terlago (Trento). *Preistoria Alpina* 16, 101-103
- BAGOLINI B. - DALMERI G., 1987, I siti mesolitici di Colbrocon (Trentino) *Preist. Alp.* 23, 7-188
- BAGOLINI B. - LANZINGER M. - PASQUALI T., 1978, Andalo (Trento). *Preist. Alp.* 14, 213-215
- BAGOLINI B. - NISI D., 1976, Monte Baldo (Verona-Trento). *Preist. Alp.* 12, 240-241
- BAGOLINI B. - MOTTES E. - TECCHIATI U., 1994, Ricerche di superficie in Val Senales (Bolzano) e aree limitrofe: premesse e risultati preliminari. *Preistoria Alpina*, 28/2 (1992), Trento, pp. 223-230.
- BROGLIO A. - S.K. KOZLOWSKY, 1984, Tipologia ed Evoluzione delle industrie mesolitiche di Romagnano III. *Preist. Alp.* 19, 1983, 93-148
- CHELIDONIO G. - SALINAS A., 1978, Passo delle Fittanze - Ala (Trento). *Preist. Alp.* 14, 228-231
- DALMERI G. - PEDROTTI A., 1994, Distribuzione topografica dei siti del Paleolitico Superiore e del Mesolitico in Trentino Alto-Adige e nelle Dolomiti Venete (Italia), *Preistoria Alpina* 28/2 (1992), Trento, pp. 247-267.
- GLEIRSCHER P. - INNERHOFER M. - MOSER H. - OBEX A., 1991, Neue Fundplätze und Funde der Steinzeit aus Südtirol, "Der Schlern", 65, 519
- KOMPATSCHER K., 1996, Zum räumlichen Verhalten der mittelsteinzeitlichen Jäger. "Der Schlern", 70, 30-41
- LANZINGER M., 1985, Ricerche nei siti mesolitici della cresta di Siusi (auf der Schneide, siti XV e XVI dell'Alpe di Siusi) nelle Dolomiti. *Preist. Alp.* 21, 33-48
- LUNZ R., 1986, Vor- und Frühgeschichte Südtirols mit Ausblicken auf die alpinen Nachbarkulturen, Band 1 - Steinzeit.
- MOSER H. - OBEX A., 1986, Mesolithische Silexgerätfunde im Texelgebiet, "Der Schlern", 60, 623 ff
- NIEDERWANGER G., 1984, Ur- und Frühgeschichte des Sarntales. *Archäologisch-historische Forschungen in Tirol*, Band 8, Calliano.
- NIEDERWANGER G., 1985, Steinzeitfunde auf den Ultner Höhen, "Der Schlern", 59, S. 273-279
- NIEDERWANGER G., 1988, St. Jakob in der Au, einer der ältesten Siedelplätze im Bozner Talkessel, "Der Schlern", 62, S. 635-663
- NIEDERWANGER G., 1991, Steinzeitfunde auf dem Mendelkamm, "Der Schlern" 65
- NIEDERWANGER G., 1993, Steinzeitliches aus den nördlichen und östlichen Sarntaler Alpen, "Der Schlern", 67, S. 826-845
- OBERRAUCH L., 1978, Ein vorgeschichtlicher Wohnplatz bei Naturns, *Schriften zur Urgeschichte Südtirols, Archäologisch-historische Forschungen in Tirol*, Band 3, 82-85
- PERINI R., 1971, I depositi preistorici di Romagnano-Loc (Trento), *Preist. Alp.* 21, 7-106



Bewegliche Schalensteine von verschiedenen archäologischen Ausgrabungen in Südtirol (Maßstab ca. 1:4).

Schalensteine - ein vielfältiges Phänomen.

Einleitung:

Als Schalensteine bezeichnet man Steine, Felsausbisse oder Findlinge, in die meist schalenähnliche Vertiefungen, aber auch andere spezifische Hohlformen künstlich eingearbeitet wurden. Solche Steine treten nicht nur innerhalb des Alpenraumes, sondern auf der ganzen Welt verstreut auf. Da jedoch oftmals präzise Anhaltspunkte zur genaueren Analyse dieser mysteriösen Gravierungen fehlen, bereiten sowohl die Interpretation als auch die Datierung immer noch große Schwierigkeiten. Allzu oft und allzu leicht gab man sich bisher suggestiven Erklärungen hin, die jeglicher wissenschaftlicher Beweiskraft entbehren. Dabei wurden alle möglichen Spekulationen für eine Interpretation der Schalensteine herangezogen, von ihrer Verwendung

als Orientierungshilfen, ähnlich unserer Landkarten, bis hin zur Vermutung, Landungsspuren außerirdischer Wesen vor sich zu haben.

Eine seriöse Diskussion des Schalensteinphänomens setzt jedoch eine emotionsfreie, rein statistische Bearbeitung konkreter Daten voraus, welche vorzugsweise einer überregionalen - zum Beispiel alpinen - katasterförmigen Aufnahme nach einheitlichen Kriterien entspringen sollten. Bislang besteht eine solche Datenbank für den Alpenraum nur in unvollständiger Form. Langjährige Studien innerhalb Südtirols (A. Egger, 1948; G. Rizzi, 1975; F. Haller, 1978; G. Rizzi, 1987), Österreichs (Internationale Tagung über Schalen und Schalensteine in Velden am Wörthersee, 1994), der Schweiz (U. Schwegler, 1992) und anderer

alpiner Regionen haben jedoch wichtige Voraussetzungen dazu geschaffen. Gleichzeitig bewirkten diese Untersuchungen, daß die Schalensteinforschung heutzutage einen ernsthaften und bedeutungsvollen Stand innerhalb der Rekonstruktion unserer Kulturgeschichte einnimmt.

Charakteristika der Schalensteine und bisherige Deutungsversuche:

Neben schalenförmigen Vertiefungen finden sich auch andere rätselhafte Motive, wie z. B. Rillen oder Rinnen, auf Schalensteinen. Kreuzformationen, wie in Abbildung Nr. 1 dargestellt, hat man bislang gern als Christianisierungssymbole oder heidnische Kreuze angesehen. In anderen Fällen finden sich eingravierte magische Vierecke neben Schälchen. Die Anordnung der Schalen auf Abbildung Nr. 2 dagegen gleicht eher einer Art Landkarte oder einer Orientierungshilfe zur Sternfixierung; so ließe sich mit etwas Phantasie auf dem in Abbildung Nr. 3 dargestellten Schalenstein das Sternbild des kleinen Wagens erkennen.

Des weiteren ist anzunehmen, daß neben der Anordnung auch die Anzahl der in den Stein eingeriebenen Vertiefungen von Bedeutung ist. Sie variiert zwischen einer und tausend Hohlformen. Am häufigsten stößt man jedoch auf neun Schälchen. Da die Zahl neun oft mit den neun Schwangerschaftsmonaten der Frau in Verbindung gebracht wird, könnte sie in diesem Zusammenhang auf Fruchtbarkeitsriten hindeuten, insbesondere, wenn die neun Schalen zusammen mit dem sogenannten "Hexenrutsch" (Abb. 4) auftreten. Der "Hexenrutsch" verkörpert ein seit der Antike im Alpenraum gepflegtes Brauchtum, welches Frauen zur Schwangerschaft verhelfen soll.

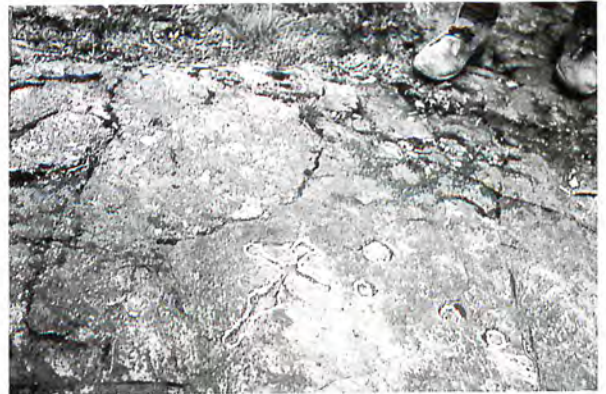


Abb. 1: Tschötscher Heide. Eingeritzte Christianisierungssymbole zwischen einzelnen Schälchen, magischen Vierecken und Mühlespielen, deren Zusammenhang und Chronologie jedoch schwer zu bestimmen sind.

Abb. 2: Payrdorf. Großer, nahezu horizontaler, bearbeiteter Felsrücken ca. 100 m nordöstlich der Lehranstalt für Soziales. Die Schälchen und Rillen bilden ein für uns unverständliches Verbindungsmuster.





Abb. 3: Tschötscher Heide. Darstellung des bekannten Sternbildes des kleinen Wagens. Diese Formation ist von einzelnen Schälchen, Mühlespielen und Christianisierungssymbolen umgeben.

Abb. 4: Elvas, Kreuzplatte. Der "Hexenrutsch". Die ständigen Rutschbewegungen der Leute haben im Laufe der Zeit nicht nur den abschüssigen Felsrücken poliert, sondern auch teilweise die Schalenformationen abgetragen, die in Form von Quadraten zu je neun Schälchen auf der "Rutschbahn" angebracht worden waren.



Die vielfältige Gestaltung der Schalensteine verdeutlicht, um welch komplexes Phänomen es sich bei diesen Felsbildern handelt und wie vorsichtig man bei ihrer Deutung vorgehen muß. Keinesfalls darf nur an einem einzigen Beweggrund für die Entstehung der Schalensteine festgehalten werden, da der kulturelle und chronologische Rahmen viel zu umfangreich und noch nicht ausreichend bekannt ist. Was sich jedoch unseren Untersuchungen innerhalb des Alpenraumes zufolge mit Sicherheit festhalten läßt, sind folgende Beobachtungen:

- 1) Abgesehen von einigen unsicheren Fällen wurde nie etwas in den Schälchen gefunden.
- 2) Es gibt keine Hinweise für eine Verwendung der Schälchen im Rahmen irgendeiner Arbeitsverrichtung.
- 3) In vielen Fällen schließt die schräge Lage der Schälchen aus, daß darin einst Flüssigkeiten, Opfergaben oder ähnliches deponiert worden waren.

Ausgehend von diesen drei Beobachtungen ergeben sich für die ursprüngliche Verwendung von Schalensteinen drei Möglichkeiten:

- 1) Aus uns unbekanntem Gründen waren die Schälchen selbst Ziel und Zweck ihrer Anfertigung. In diesem Fall ist es unwahrscheinlich, daß sich noch andere archäologische Überreste unmittelbar vor Ort befinden.
- 2) Entscheidend waren nicht die Schälchen selbst, sondern das Gesteinspulver, das man während ihrer Anfertigung gewann. Auch in diesem Fall findet man keine weiteren Kulturreste vor Ort.
- 3) Die Schälchen kamen aus uns unbekanntem Motiven mit neutralen Flüssigkeiten oder vergänglichen Materialien in Kontakt, die keinerlei Spuren hinterlassen haben. Hier

ließe sich eine unendliche Liste von Stoffen anführen. Mit sehr viel Phantasie könnte man sich Fruchtbarkeitsriten vorstellen, bei denen z. B. das erste Regenwasser im Frühling in den Schälchen gesammelt wurde, oder, mit gleicher Berechtigung, männliche Spermien im Rahmen von Initiationsriten darin aufgefangen wurden. Es bleibt aber daran zu erinnern, daß zahlreiche Schälchen für solche Zwecke viel zu schräg orientiert sind.

Zur Verbreitung der Schalensteine in Südtirol:

In unseren langjährigen Studien hat sich herausgestellt, daß das Vorkommen von Schalensteinen an zwei untrennbar miteinander verbundene Fakten gekoppelt zu sein scheint:

1) Die Fundstelle muß von Menschen begangen worden sein.

2) Es muß eine Gesteinsart anstehen, die für die Herstellung von Schalensteinen geeignet ist.

Trifft an einem Ort nur einer dieser beiden Punkte zu, ist die Existenz von Schalensteinen dort ausgeschlossen. Daher bleiben harte, glatt geschliffene Felsausbisse, die für das Anbringen von Ritzungen oder Gravierungen bestens geeignet wären, dann befundlos, wenn sie außerhalb des menschlichen Lebensraumes lagen.

Auffallend ist die Präferenz von örtlich anstehendem Gestein bei der Steinbearbeitung. Im Eisacktal wurde für die Anfertigung der Schälchen vorwiegend Phyllit, in selteneren Fällen Granit verwendet, in der Porphyryzone um Bozen dagegen eher Porphyr. "Exotische" Gesteinsarten wurden allem Anschein nach nicht bevorzugt. Außerdem stellten wir fest, daß der größte Teil der Schalen auf unbeweglichen Steinen angebracht worden war.

Typische Fundstellen für Schalensteine befinden sich entlang alter

Wegtrassen oder Wasserläufe, auch wenn diese heute vielleicht kaum noch als solche zu erkennen sind. Man darf sich nicht täuschen lassen. Heute völlig isoliert gelegene Schalensteine waren mit Sicherheit einst in den menschlichen Lebensraum integriert gewesen. Daher gilt es, ihr Umfeld gründlich nach anderen, möglichst datierbaren archäologischen Überresten abzusuchen, die mit den Schalensteinen in Zusammenhang gestanden haben könnten.

Unsere Ausgrabungen im Eisacktal bestätigen die Koppelung von Schalensteinvorkommen an den menschlichen Lebensraum. So z. B. in Villanders, wo wir eine Siedlungskontinuität vom Neolithikum bis in das Mittelalter nachweisen konnten. Den als "Wasserstoan" bezeichneten Felsrücken bei Feldthurns, der mit weit über 700 Vertiefungen übersät ist und in der Nähe der auf dem "Trumbühel" gelegenen Wallburg liegt. Probebohrungen nach zu urteilen war diese Wallburg sicherlich von der Bronzezeit bis in die Eisenzeit besiedelt. Im Brixener Talkessel fanden wir unlängst Schalensteine in der Nähe von Keramikresten und einer Tonfigur aus dem Neolithikum, und auf dem Plateau von Natz kam unweit eines Schalensteins eine frühmittelalterliche Nekropole zum Vorschein, die neolithische Kulturschichten überdeckt (Ausgrabung des Landesdenkmalamtes in Bozen, unter der Leitung von Dr. S. Demetz in 1998; technische Ausführung durch die Gesellschaft für Archäologische Untersuchungen O.H.G. des Giovanni Rizzi & Co., Brixen). Der "Bildstein" von Elvas befindet sich sowohl in der Nähe einer eisen- bzw. bronzezeitlichen Wallburg, als auch einer Nekropole aus bajuwarischer Zeit (Ausgrabung des Landesdenkmal-

amtes in Bozen, unter der Leitung von Dr. S. Demetz, 1998/99; technische Ausführung durch die Gesellschaft für Archäologische Untersuchungen O.H.G. des Giovanni Rizzi & Co., Brixen).

Datierungsproblematik der Schalensteine:

Für den größten Teil der Schalensteine liegen keine Altershinweise vor, zumal die Hohlformen oft an natürlichen Felsausbissen oder Findlingen auftreten, also unbeweglich und mit keinerlei archäologisch-historischer Stratigraphie (Erd-schichtenabfolge) in Verbindung zu bringen sind. Schalensteine, die bei archäologischen Ausgrabungen gefunden werden, können nur dann zuverlässig datiert werden, wenn die Grabung systematisch erfolgt. Das heißt, die stratigraphische Lage der Fundstücke bzw. Fundschichten muß berücksichtigt und analysiert werden können.

Im heutigen Südtirol hat es den Anschein, als ob Schalensteine über einen sehr langen Zeitraum hinweg angefertigt worden sind. Unabhängig durchgeführte Untersuchungen in der Schweiz (U. Schwegler, 1992) sind übrigens zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen. Demnach läßt sich der Beginn der Schalensteinproduktion im Alpenraum in der Jungsteinzeit ansetzen. Man könnte mit gebotener Vorsicht sogar vermuten, daß sie noch weiter zurückreicht, in jene Zeiten nämlich, als die ersten mittelsteinzeitlichen Jäger und Sammler der Nacheiszeit ihr nomadenhaftes Leben aufgaben und sesshaft wurden. Ihre erste Blütezeit erreichte die Schalensteinherstellung wohl während der mittleren Bronzezeit, um 1500 v. Chr.. Auch während der darauffolgenden Spätbronzezeit, der sogenannten Laugener Kultur (um 1000 v. Chr.), traten Schalensteine noch häufig in

Erscheinung. Danach ließ ihre Produktion langsam nach, bis sie schließlich gegen Ende der Eisenzeit völlig eingestellt wurde. Erst im späten Frühmittelalter, als das Christentum bereits weit verbreitet war, scheint das Schalensteinphänomen einen erneuten Aufschwung erlebt zu haben. Es erfuhr im Hochmittelalter eine zweite Blütezeit, verlor aber bald wieder an Bedeutung und versiegte mit dem ausgehenden 17. bzw. frühen 18. Jhd. endgültig. Für die Römerzeit fehlt bezeichnenderweise sowohl in Südtirol (Rizzi, 1994) als auch in der Schweiz (Schwegler, 1992) bislang jeglicher Nachweis an Schalensteinen. Auch für die Übergangszeit von der Antike in das Mittelalter lassen sich keine Aussagen über die weitere Entwicklung der Schalensteine machen, da gerade für diese Zeitspanne der Dokumentationsstand noch denkbar schlecht ist.

Chronologie der Schalenstein-funde in Südtirol:

Erfreulicherweise kamen in den letzten Jahren bei systematisch betriebenen Ausgrabungen unter der Leitung des Landesdenkmalamtes von Bozen vermehrt Schalensteine in datierbaren Schichten zum Vorschein. Dabei handelt es sich vorwiegend um bewegliche Steine mit auffallenden Elementen. Die kleinen Schalensteine der jungsteinzeitlichen Gruppen von Gaban oder der Kultur der vasi a bocca quadrata zeichnen sich beispielsweise durch nur ein Schälchen an einer Breitseite des Steines oder durch zwei gegenüberliegende Schälchen auf der Ober- und Unterseite des Steines aus; in letzterem Fall kann der Stein mitunter auch ganz durchbohrt sein. Für die Kupferzeit ist der megalithische Kultplatz in Feldthurns, Tanzgasse, zu nennen. Dort lagen unter einem Steinhügel kupferzeitliche

Brandgräber begraben, die von einem Steinkreis eingefast waren.



Abb. 5: Feldthurns, Tanzgasse. Rekonstruktionsversuch des megalithischen Kultplatzes, an dem unter einem Steinhügel kupferzeitliche Brandgräber begraben lagen.

Der Rekonstruktionsversuch auf Abbildung Nr. 5 verdeutlicht, wie diese 30 m lange und 12 m breite Kultanlage ausgesehen haben könnte. Für den Bau des Steinkreises um die Gräber hatte man u.a. einen Schalenstein verwendet. Er war stratigraphisch (die Erdschichtenabfolge betreffend) einwandfrei in die Konstruktion des Megalithkreises eingebunden und somit datierbar. Zur Altersbestimmung wurde Keramik des Glockenbechertyps herangezogen, die sich bei den Grabbeigaben befand.

Als chronologisch unsicher muß der für Schalensteine und Felszeichnungen bekannte Fundort auf der Tschötscher Heide bei Brixen eingestuft werden, obwohl er in das Umfeld urzeitlicher Fundstellen eingebettet erscheint. Dazu zählen u.a. der schon in den 50er Jahren entdeckte spätneolithische Menhir von Tötschling oder auch die neolithischen Funde um die St. Johannes-Kirche in Tötschling und die St. Ulrich-Kirche von Pinzagen. Alle drei Fundstellen liegen nur wenige hun-

dert Meter von den Schalen- und Zeichensteinen entfernt. Solange jedoch kein direkter stratigraphischer Zusammenhang zwischen den Schalensteinen und dem urzeitlichen Umfeld hergestellt werden kann, bleibt die Datierung ungewiß.

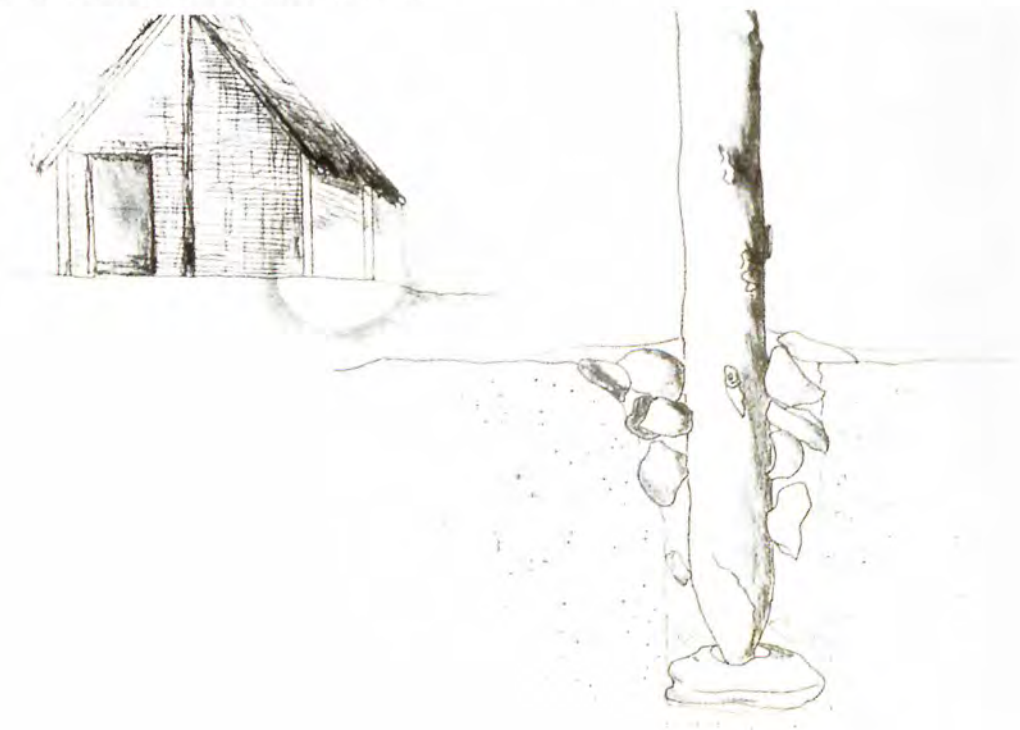
Aus der Frühbronzezeit sind in Südtirol bislang nur wenige Schalensteinfunde bekannt. Dem ist hinzuzufügen, daß für diese Epoche der Forschungsstand allgemein sehr spärlich ist. Lediglich am Nössingbichl bei Brixen fanden wir Schalensteine unter frühbronzezeitlichen Kulturschichten.

Dagegen steht, wie bereits erwähnt, das überaus reiche Schalensteinvorkommen aus der mittleren Bronzezeit um ca. 1500 v. Chr.. Aus dieser Zeit stammen vor allem schalenübersäte Steinplatten und Bachsteine mit zeilenförmig angeordneten Schalen, wie sie etwa aus Plabach bei Brixen bekannt sind.

Mittelbronzezeitliche Schalensteine können in ganz unterschiedliches Ambiente eingebunden sein. In Häusern treten sie z.B. häufig systematisch über den Fußboden verteilt oder als Bauelemente in ebenerdigen Feuerstellen auf. Bei der Herstellung von Steinkisten wurden ebenfalls gern Schalensteine verwendet. Zahlreich sind außerdem die Nachweise für Steine mit einzelnen Schälchen, die als Unterlagsstein für eingetiefte Holzpfosten dienen. Abbildung Nr. 6 verdeutlicht, wie diese Verankerungstechnik für prähistorische Ständerbauten ausgesehen haben könnte. Natürlich läßt sich nicht ausschließen, daß diesen Schälchen vielleicht eher eine kultische Bedeutung zukommt, etwa im Rahmen von Riten um den Hausbau, die die Fruchtbarkeit jener erhöhen sollten, die den Raum betraten. Träfe dies zu, könnte man die Schälchen als Symbol der Vulva und die Pfo-

sten mit ihren zugespitzten Enden als Symbol des männlichen Phallus betrachten. Diese Hypothese ist natürlich rein spekulativ. Es wurden jedoch ähnliche Beobachtungen auch zu späteren Zeiten gemacht, was dazu rät, ein derartiges Erklärungsmodell nicht gänzlich von vorn herein zu verwerfen. Unter der Holzwandstruktur eines Hauses aus der mittleren Eisenzeit (um ca. 500 v. Chr.) in Feldthurns, Tanzgasse, kam beispielsweise ein steinerner, detailliert aus einem Kiesel herausgearbeiteter Phallus zum Vorschein. Dieser Kieselstein muß bereits von Natur aus einem Phallus sehr ähnlich gewesen sein. In seiner unmittelbaren Nähe befand sich ein Schalenstein, der vermuten läßt, daß beide Fundstücke in einem inhaltlichen Zusammenhang gestanden haben wie auf Abbildung 7. Sollte dies zutreffen, wäre auch hier wieder eine Deutung

Abb. 6: Rekonstruktion der Verwendungstechnik von Schalensteinen als Unterlagsplatten für Steher in mittelbronzezeitlichen Häusern.



im Sinne von Fruchtbarkeitsriten naheliegend. Außerdem würde dies bedeuten, daß solche Gebräuche über Jahrhunderte fortgelebt hätten. Auf alle Fälle läßt sich jedoch festhalten, daß phallusförmige Steine häufiger bei Grabungen auftreten und dabei nicht selten zusammen mit Schalensteinen gefunden werden.

Was die Spätbronzezeit (um ca. 1000 v. Chr.) betrifft, so scheint trotz spärlicher Nachweise die Verwendung von Schalensteinen weiterhin bestanden zu haben. Einige hundert Meter nördlich der Sonnenburg im Pustertal entdeckten wir eine schalenübersäte Felsplatte unter einer Erdschicht, die reichlich Keramik aus der Laugener Kultur führte. Auch wenn diese Keramik keine genaue Altersangabe für den Schalenstein erlaubt, so zeigt sie immerhin an, daß die bearbeitete Felsplatte gleich alt oder älter als die

Abb. 7: Feldthurns, Tanzgasse (1992). Steinerner Phallus, der unter einem Steher in einem eisenzeitlichen Haus, nahe einem Schalenstein, gefunden wurde.



darüberliegende Kulturschicht sein muß.

Während der jüngeren Eisenzeit kam es zu einer Art Barockisierung des Schalensteinphänomens. Ovale und rundliche Bachsteine mit Schälchen sind gleichzeitig mit Furchen überzogen, die den Stein zieren und in Felder einteilen. Solche Steine, die wegen ihrer auffälligen Form seit langem gesammelt wurden, sind aus Pfatten-Laimburg und aus dem Trentino bekannt. Nördlich von Bozen scheinen sie jedoch nicht vertreten zu sein.

Aus der Römerzeit ist in Südtirol, wie bereits zuvor erwähnt, kein einziger Befund an Schalensteinen bekannt. An Plätzen mit stratigraphischen Schichten, die sich von der Urzeit bis in die Römerzeit oder das Frühmittelalter erstrecken, stammen die Schalensteine stets aus vorrömischen Schichten. Es hat sogar den Anschein, als habe man bereits gegen Ende der Eisenzeit keinerlei Hohlformen mehr an Steinen angebracht. Der Ausfall der Schalensteinproduktion kann also nicht unbedingt mit der Ankunft der Römer in Südtirol in Zusammenhang gebracht werden. Dagegen spricht auch, daß manche prähistorische Kulturelemente sehr wohl von den Römern übernommen wurden.

Das Wiederaufblühen des Schalensteinphänomens im Hochmittelalter, wie es so reichlich in Klöstern, Kirchen und Friedhöfen zu belegen ist, wurde wahrscheinlich durch neue Kultureinflüsse ausgelöst. Dabei blieb das äußere Erscheinungsbild der Schalensteine dasselbe wie zu Urzeiten; inwieweit jedoch eine völlig sinnentfremdete Wiederverwendung dieser antiken Felsbilder aus abergläubischen Motiven stattfand, ist nicht abzuschätzen. Anfang des 17. Jahrhunderts rieb man beispielsweise im Dorf Burgeis, Obervintsch-

gau, vierzig Schälchen in die oberste Steinstufe der Kirche St. Michael ein, "um heiligen Steinstaub aus der gelobten Schwelle als wirksames Heilmittel gegen die Pest zu gewinnen" (Franz Haller, 1978). Im Dorf Laatsch im Vintschgau fand man außerdem Schalensteine im Hausflur der Familie Sandpichler verlegt (Flurname "Tschuag", Ortsteil "Preer"). Gemäß der mündlichen Überlieferung von Josefina Stampfer, der ehemaligen Hausbesitzerin, dienten diese Schalensteine einst als sogenannte Hexenfallen.

Bibliographie

- Mitteilungen der ANISA (1995): Schalensteine - Studien und Dokumentationen. Heft 1, 15. Jahrgang; Gröbming, Österreich; 159 S..
- Egger, Adrian (1948): Schalensteine, eine volkskundliche Studie. - "Schlern-Schriften", Nr. 53; Athesia Verlag, Bozen; S. 57 ff..
- Haller, Franz (1978): Die Welt der Felsbilder in Südtirol, Schalen- und Zeichensteine. Hornung Verlag Viktor Lang; München; 241 S..
- Rizzi, Giovanni (1975): Ricerche e scavi nel Trentino-Alto Adige, conca di Bressanone con dislocazione coppelle. - Notiziario Regionale in "Preistoria Alpina", Band 11; Trient; S. 319-320.
- Rizzi, Giovanni (1987): Approccio allo studio del fenomeno della coppellazione e segnatura rupestre nella conca di Bressanone (BZ). - "Archeologia uomo territorio", annuario dei Gruppi Archeologici Nord Italia, Milano, vol. 6/7, S. 7-26.
- Rizzi, Giovanni (1994): Coppelle - un fenomeno multiforme? Considerazioni su alcuni dati dall'area altoatesina. - "LADINIA", Band 18; Istitut Ladin "Micurá de Rü", San Martin de Tor; S. 299-322.
- Schwegler, Urs (1992): Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Verlag Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte; Basel; 278 S..



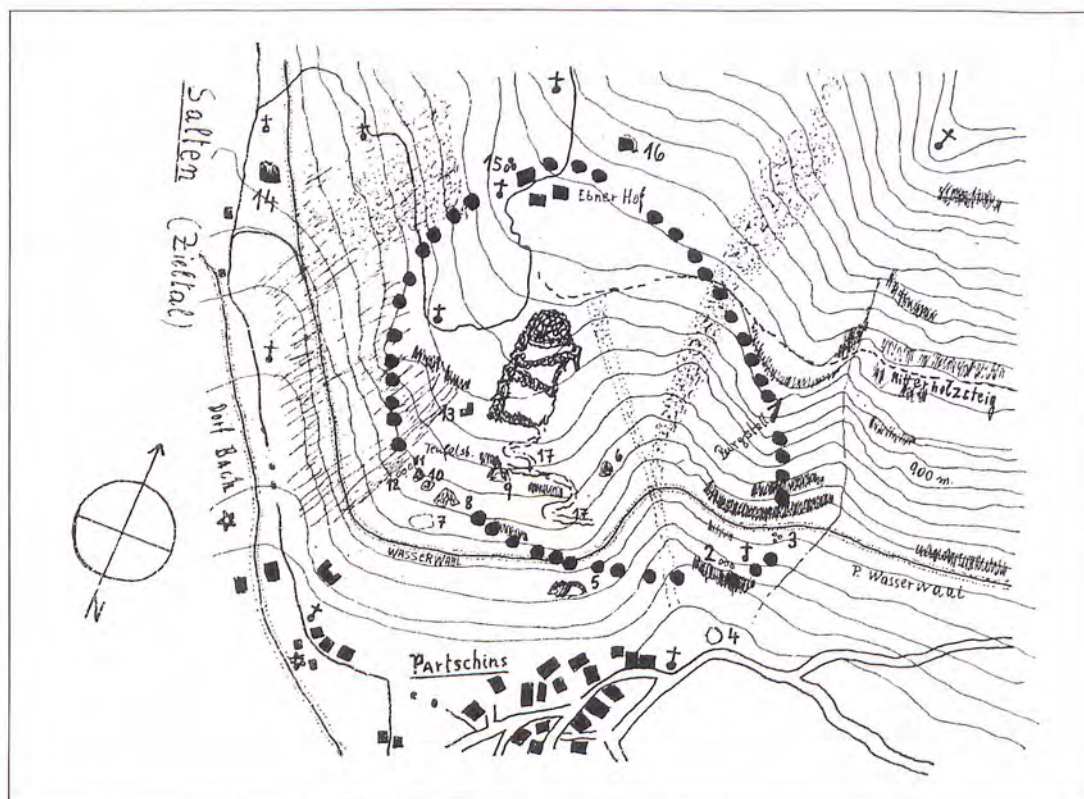


Abb.1: Lageplan zum Golderskofel bei Partschins. Der sog. Schalensteinring ist punktiert hervorgehoben, im Zentrum ist der Steinkegelaltar mit den Mauerzügen im südwestlichen Vorfeld gut zu erkennen. - M. ca. 1:100. Nach. O. Wallnöfer.

Der Golderskofel über Partschins und seine Schalensteine

Der Golderskofel über Partschins zählt zu jenen archäologischen Fundstätten in Südtirol, die längst bekannt aber dennoch kaum erforscht sind. Nicht zuletzt wegen der Schalensteinvorkommen haben sich heimatkundlich Interessierte dem Fundplatz mit großem Engagement gewidmet, während die Fachforschung mit den spärlichen Fundhinweisen und dem Wust an Spekulationen gleichsam nichts anzufangen wußte. Die ausführlichste Beschreibung und Deutung geht auf Oswald Wallnöfer zurück. In seinem Buch Das Burggrafenamt in Sage

und Urgeschichte (Meran 1977) widmete er dem Golderskofel eine ausführliche Dokumentation.

Ein erster Ring um den Golderskofel bestehe aus Schalensteinen mit Vielfachsälchen, ein zweiter aus primitiv befestigten Stellen und Wohnsteinen. Ein dritter Ring schließlich dokumentiere die christliche Einkreisung der alten Heidenstadt durch Kreuze, Bildstöcke und Kapellen (Abb. 1). Anders ausgedrückt, sah Wallnöfer eine stadtartige Siedlung, umgeben von Wachposten, die auf Grund von Scherbenfunden in die Bronzezeit

zurückreiche und von den Römern zerstört worden sei. Da einige Bewohner der Katastrophe der Eroberung durch die Römer entkommen wären, hätte das historisch begründete Sagengut weitergegeben werden können. Wallnöfer wies abschließend auf den staunenswerten Wirklichkeitsgehalt einer Sage, bei richtiger Interpretation. Und endet: Wenn auch aus dem Bewußtsein der heutigen Bewohner die "Stadt" verschwunden ist, so kehrt doch jeder bei geruhvoller Besichtigung der Wallburg überzeugt heim, in der "versunkenen Stadt" gewesen zu sein. Über das Alter der Schalensteine war er sich unklar, hielt kupferzeitliche Datierung für möglich.

Nach neueren Untersuchungen, insbesondere im Umfeld des Rungger Eggs bei Seis am Schlern, kann die exponierte Kuppe des Golderskofels (996 m ü. M.) mit ihrem mächtigen Steinversturz nur als Brandopferplatz vom Typ Rungger Egg interpretiert werden (Abb. 1-3). Dabei handelt es sich um die charakteristischste Form eines Heiligtums der Bronze- und Eisenzeit im Südtiroler Raum. Die mehrgliedrigen Naturheiligtümer bestehen aus Altar, Deponierungsstelle und Festplatz. Wo die Altäre wie am Rungger Egg als mächtige Steinkegel errichtet wurden, dachte die Forschung lange Zeit daran, daß es sich um die Überreste von Wehrtürmen, ja Wallburgen handle. Verschiedene Haustiere waren im Fellverband präpariert und durch Verbrennen den himmlischen Mächten oder einer Gottheit zugeführt worden. Auch Menschenopfer sind belegt.

Die Opferhandlungen, die von dörflichen Gemeinschaften im Jahresrhythmus und im Kollektiv vollzogen wurden, richteten sich allem Anschein nach an eine allumfassende

weibliche Muttergottheit vom Artemis-Typ, hinter der man mit großer Wahrscheinlichkeit die für den ganzen Stammesbund der Räter namengebende Göttin Raitia vermuten darf. Artemis galt als Herrin allen Lebens, der Fruchtbarkeit und der Geburt; demgegenüber deckte Hekate die Seite des Dunklen, der Unterwelt ab. Beide Göttinnen, Artemis und Hekate, führen sich auf eine genetisch ältere Erscheinungsform zurück, die Herrin der Tiere (Potnia Theron), die über Welt und Unterwelt genauso herrschte wie über Leben und Tod, die so in höchstem Maße doppelgesichtig war.

Verbrannte Knochenstückchen und Steine mit Brandspuren lassen am Vorhandensein eines Brandopferplatzes auch am Golderskofel keinen Zweifel aufkommen. Tonscherben datieren diesen vorerst zumindest in die jüngere Eisenzeit (ca. 500 -15 v. Chr.), ein schon bronzezeitliches Alter ist durchaus denkbar. Eine genauere Zuordnung der einzelnen sichtbaren Mauerzüge hingegen ließe sich allenfalls durch archäologische Ausgrabungen klären. Die zugehörige Siedlung darf nach besser erforschten Vergleichen in Südtirol und auch im Vinschgau (z. B. Kortsch) im Ortsbereich von Partschins vermutet werden.

Was nun das Vorkommen von Schalensteinen am Golderskofel anbelangt, so häufen diese sich in seinem südlichen Vorfeld in Form von reichlich mit Schälchen übersäten Platten. Es läßt sich aber aus dieser räumlichen Nähe allein weder auf eine unmittelbare Zugehörigkeit der Schalensteine zum Brandopferplatz noch auf eine etwaige Bedeutung von Schalensteinen in einem möglichen Ritual der Vorzeit schließen. Dieses gemeinsame Vorkommen wiederholt sich an anderen Brandopferplätzen mit Schalen-



Partschins - Golderskofel, Schalensteinplatte.

Partschins - Golderskofel, Schalensteinplatte mit kreuzartigem Zeichen. Fotos: G. Bodini



steinen in Südtirol und im Trentino, so auf den Montesei di Serso in der oberen Valsugana, am Doss Zelór bei Cavalese im Fleimstal, am Laugen über Brixen, am Mutkopf über Dorf Tirol und ebenso am Pfitscher Jöchel im Spronser Tal im Hochgebirge.

Das wiederholte Nebeneinander von Schalensteinen und Brandopferplätzen könnte auf den ersten Blick auf deren enge Verknüpfung hinweisen. Bei kritischerem Standpunkt bleibt die Sache allerdings äußerst fragwürdig. Eine Gegenprobe, die freilich darauf fußen muß, daß der Forschungsstand statistisch repräsentativ interpretierbar ist, zeigt zunächst, daß Schalensteine sehr viel häufiger an anderen Orten und auch im Umfeld von Vorzeitstätten anzutreffen sind, die keine Brandopferplätze sind. Und daß am spätbronzezeitlichen Brandopferplatz Schwarzsee am Seeberg in den Sarntaler Alpen (2038 m ü. M.) bei günstiger Befundlage und breit angelegter Prospektion keine Schalensteine beobachtet wurden, könnte geradezu als Argument gegen eine Zusammengehörigkeit ins Treffen geführt werden.

Das heimatkundliche und wissenschaftliche Interesse an Schalensteinen reicht in Europa im übrigen nachweislich ins 17. Jahrhundert zurück. Wegen deren Vorkommen an megalithischen Grabbauten (Kupferzeit), die man damals den Kelten zuschrieb, erwoß man eine Deutung als Opferschalen und sprach von Druidensteinen. Und auch der Gedanke, hinter den Schalensteinen verberge sich kartographische Information - seien es Land- oder Himmelskarten - läßt sich über hunderte Jahre zurückverfolgen. Schon damals meinten andere, hinter den Schalen stecken uralte Längenmaße oder gar ein altes

Schriftsystem. Schalensteine als Visursteine zu erklären, wie es noch heute in der Laienforschung sehr beliebt ist, geht keinesfalls an, zumal schon bei Platten mit zehn Schälchen jede beliebige Richtung festzustellen ist. Die jüngere Forschung hat deutlich gemacht, daß von einseitigen und generellen Erklärungsmustern Abstand zu nehmen ist. Während von archäologischer Seite deren Vorkommen in Siedlungen und Gräberfeldern verdichtet werden konnte, muß die Frage nach ihrer Deutung nach wie vor als äußerst schwierig gelten, in der Regel unbeantwortet bleiben. So bringen auch neuere, völlig spekulative Varianten wie jene, die im Zusammenhang mit der Deutung des Mannes aus dem Eis aufgetaucht ist, keinen Schritt weiter. Demnach hätten die Schalensteine in den Alpen gleichsam als Ersatz für Muschelschalen beim Feuerschlagen zur Aufnahme des Zundermaterials gedient.

Literaturhinweis:

P. Gleirscher, Partschins - Golderskofel. Weitere Überlegungen zum Verhältnis von Brandopferplätzen und Schalensteinen. In: Der Schlern 73/Heft 2, 1999, S. 117-123, mit weiterführenden Literaturangaben.



Ausschnitt aus einer Handschrift aus dem Kloster Raittenhaslach.

Licht- bzw. Schalensteine

(am Beispiel von Kärntner Objekten)

Weltumspannend kann man geriebene, geschliffene, gehämmerte, gebohrte und gekippte (gemeißelte) Schalen und Näpfchen unterschiedlichster Größe und Form auf Felswänden, erratischen Blöcken und Steinen jeder Art beobachten. Rezent gibt es sie oft vergesellschaftet mit sogenannten Wetzrillen an Tür- und Fensterschwellen sowie anderen steinernen Architekturteilen. Der Vintschgau, bzw. Südtirol, bietet dazu unzählige, mitunter sehr beeindruckende Beispiele¹.

Durch Raum und Zeit getrennt, lassen sich nicht immer und überall die Motive erforschen, die zur Herstellung von Schalen führten und dementsprechend unscharf und vieldeutig ist der deutsche Ausdruck Schalensteine. Der Begriff wurde im

19. Jahrhundert geprägt und hat sich in der deutschsprachigen Fachliteratur bis heute behauptet. Leider, denn mit dieser unglücklich gewählten Bezeichnung kann man rein sprachlich die, als christliches Kultgerät apostrophierten, mittelalterlichen Schalensteine nicht von allen anderen Typen von Schalensteinen unterscheiden, die es weltweit bereits in prähistorischer Zeit gab und über deren Verwendungszweck es die widersprüchlichsten Erklärungsversuche gibt².

Recht gut erforscht sind die im christlichen Totenkult verwendeten Schalensteine. In alten Klosterrechnungen findet sich die Bezeichnung Ölstein bzw. lapis olei. Aus diesen Abrechnungen geht allerdings nicht eindeutig hervor, ob da-

mit der Schalenstein selbst oder nur jener Behälter gemeint war, in dem das zu verbrennende Öl aufbewahrt wurde. Wo sie heute noch im kirchlichen Gebrauch stehen, werden sie da und dort in Kärnten treffend als Licht- und Leuchtsteine benannt.

Sehr schön und einprägsam führte der Wiener Privatgelehrte Franz Hula über diese wenig beachteten Lichtträger aus:

War der Stein ein Kulträger ersten Ranges, so war das Feuer, das stets lebendige, wärmende, schützende, plötzlich erscheinende und wieder ins Nichts verschwindende Element, im noch höheren Maße der Sitz übernatürlicher Gewalten. Und war es nicht selbstverständlich, daß man den Toten, die eine unerklärliche Macht ins Dunkle - alles Unerklärliche ist dunkel - hinübergerissen hatte, ein Licht mitgeben wollte, das ihnen leuchten sollte in der Finsternis?

Licht zur Zehrung und Waffengerät für die dunkle Fahrt. Wie im Leben, so sollte das Licht auch im Tode das Dunkle und Finstere, also die bösen Geister, bannen. Andererseits - auch hier berühren wir älteste Kulturanschauungen - war das Licht ein Schutz vor den Toten. Bekanntlich stellte man sich den Verstorbenen nicht als aus dieser Welt völlig verschwunden vor. Sein Leichnam blieb lebendig und konnte stets wiederkommen, um an Lebenden Schaden, um ihren Geist in den Stein zu bannen oder - und dies war sicherlich eine der ursprünglichsten Aufgaben des Totenlichtes - man verscheuchte sie mit der Flamme³.

In Kärnten haben sich Lichtsteine (Schalensteine) ausschließlich in kleinen, abgelegenen Filiationen erhalten⁴. Dies ist nicht nur ein Zeichen für bäuerliches Beharrungsvermögen, sondern mehr noch Ausdruck für die bescheidenen Ansprü-

che einer genügsamen Landbevölkerung. Aus diesem Grund ist es weiter nicht verwunderlich, daß diese Steine auffallend einfach gearbeitet sind und im Gegensatz zu den kunstvollen gotischen Lichtsäulen, die letztlich dem selben Zweck dienten, keinerlei Verzierung aufweisen. Bevorzugter Werkstoff, der in unterschiedlicher Form und Größe hergestellten Lichtsteine, war weißer Kalkstein, bzw. Marmor. Ob dabei auf römerzeitliche Spolien zurückgegriffen worden ist, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Mitunter begegnet einem auch ein völlig naturbelassener Bachstein mit entsprechenden Bohrungen.

Als grobes Richtmaß der meist schlüsselförmig oder polygon zugehauenen Steine kann man die Maße 30 x 30 x 15 cm angeben (Titelbild). Der Ausschnitt aus einer Handschrift aus dem Kloster Raittenhaslach zeigt Lampen ohne Standflächen, die einer Halterung bedürfen und im Zusammenhang mit dem Totenkult stehen (Staatsbibliothek München, Com. germ. 1823, fol. 18 B). Sie haben einen Durchmesser von rund 7 cm und, je nach Verwendungszweck, eine Tiefe von 1 bis 10 cm. Das eingefüllte Öl oder andere brennbare Substanzen wurden mittels eines Doctes angebrannt. Typisch für den mittelalterlichen Licht- (Schalen) stein scheint die regelmäßige Anordnung seiner Schalen, die sich meist um eine zentrale Schale ringförmig gruppieren.

Auch über die Motive für geistliche Lichtstiftungen an Kirchen und Klöstern sind wir gut informiert: Im Vordergrund stand natürlich die Sorge um das eigene Seelenheil. Bei den mittelalterlichen Bruderschaften galt das Bestreben, den verstorbenen Mitbrüdern und Schwestern im Jenseits zu helfen. Wie die vielen goti-

schen Lichtsäulen auf Kirchplätzen zeigen, bot sich nicht zuletzt durch diese prunkvollen Steinmale die Möglichkeit, sich als gemeinnützige Handwerkszunft in aller Öffentlichkeit zu präsentieren.

Der einzige mir bekannte Lichtstein in Südtirol befindet sich in Schloß Velthurns oberhalb von Brixen. Der kreisrunde Stein mit sechs um eine zentrale Schale angeordneten Schalen ist nach F. Haller (1978 : 220) einer Türschwelle vorgelagert.

In Kärnten kann man einige Lichtsteine im Stiftmuseum Millstatt besichtigen. Einzelstücke sind im Friesacher Stadtmuseum oben am Petersberg sowie im Karolinger Museum in Moosburg bei Klagenfurt ausgestellt.

Alle Fotos vom Verfasser

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. Franz Haller, Die Welt der Felsbilder in Südtirol - Schalen- und Zeichensätze, München 1798.

² Urs Schwegler, Schalen- und Zeichensteine der Schweiz, Bern 1922, S 14 f. (Antiqua 22)

³ Franz Hula, Mittelalterliche Kultmale - Die Totenleuchten Europas - (Selbstverlag) Wien 1970, S 19, 68.

⁴ Axel Huber, Mittelalterliche und neuzeitliche Schalen- oder Lichtsteine in Kärnten, in: Carinthia I, 168. Jg., Klagenfurt 1978, S 81 ff; ders., Kärntner Schalenstein-ABC, in: Mitteilungen der ANSIA, 16 Jg., Heft 1, Gröbmig 1995, S. 25 ff.



Abb. 1: Lichtstein aus Dröschitz. Die dreieckigen Schwimmer halten den Docht an der Oberfläche des Öls.

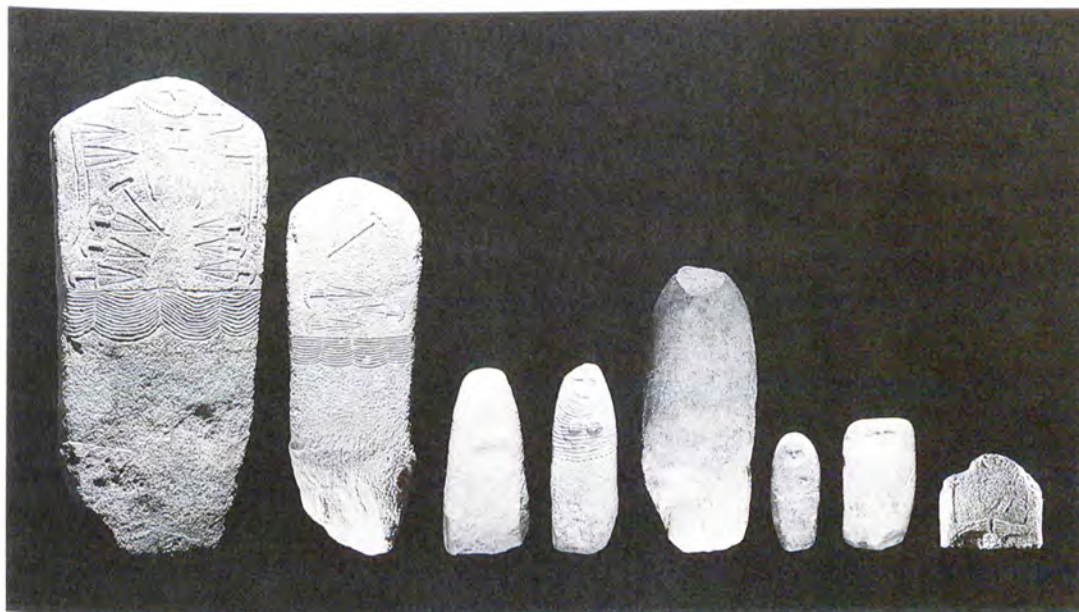


Abb. 2: Lichtstein am Lorenziberg bei Friesach. Der mitabgebildete Vergleichsmaßstab ist 20 cm lang. Die in der Oberseite eingemeißelten, muldenförmigen bis zylinderischen Vertiefungen dienen der Aufnahme des Öles bzw. zum Einstecken von Lampen oder Kerzen.

Abb. 4: Lichtstein aus Faning.







Stelestatuen aus dem Trentino. Foto: E. Munerati

Die kupferzeitlichen Stelestatuen im Alpenraum

Unter der italienischen Bezeichnung "statua-stele" (im Deutschen oft mit Figurenmenhir übersetzt) versteht man nach Anati (Direktor des Centro Camuno di Studi Preistorici) einen von Menschenhand modellierten Stein in anthropomorpher Form, der mit Einritzungen ausgestattet ist.

Im Alpenraum und in Norditalien unterscheiden wir vier Gruppen von Stelestatuen:

1. Lunigiana-Gruppe: verbreitet zwischen Ligurien und Toskana
2. Sion-Aosta-Gruppe: verbreitet in Aostatal und Wallis
3. Valcamonica- und Valtellina-Gruppe: verbreitet in der Lombardei
4. Etschtal-Gruppe: verbreitet im Trentino und in Südtirol

In Gesamteuropa sind solche Denk-

mäler noch in Süditalien, auf der Iberischen Halbinsel, in Frankreich, Schweiz, Deutschland, Ungarn, Rumänien und im pontischen Gebiet belegt. Bis heute kennen wir ca. 500 Exemplare.

Im Alpenraum erscheinen sie im Lauf des 3. Jahrtausends, als die Kupfer-Metallurgie ihre Verbreitung fand.

Diese Denkmäler werden meistens aufgrund der auf ihnen abgebildeten Objekte datiert, da die Stelen meistens Streufunde sind. Die auf den Stelen dargestellten Objekte finden ihre Entsprechungen in Funden aus Gräbern, Siedlungen und Depots der italienischen Kupfer-Zeit. Die häufigste und wichtigste Abbildung ist der Remedello-Dolch, da er den gemeinsamen Nenner zwischen den

verschiedenen Gruppen bildet. Es handelt sich um einen Dolch mit dreieckiger Klinge mit oder ohne Mittelrippe und einfach durchbohrter Griffplatte. Dieser Dolch, benannt nach dem Gräberfeld von Remedello bei Mantua, ist als ein kulturübergreifendes Element zu betrachten, da er auch in den Kulturen von Rinaldone, Spilamberto, Vecchiano und Gaudio vorkommt. Die Bestätigung, daß es sich bei den Abbildungen auf den Stelen um wirkliche Remedello Dolche handelt, gibt uns ein Knochendolch aus dem Gräberfeld von Spilamberto bei Modena mit halbmondförmigem Griff (identisch den Dolchen auf den Stelen). Bei einem Rekonstruktionsvorschlag wurde die Klinge (aufgrund von Metallanalysen aus Kupfer mit hohem Arsengehalt) mittels Nieten, die immer aus reinem Kupfer sind, zwischen zwei Halterungen aus Holz fixiert und anschließend wurde ein Band (wahrscheinlich aus Leder) um den Griff gewunden. In einigen Fällen, wie auch auf der Stele von Filetto IV der Lunigiana Gruppe zu sehen ist, endeten die Bänder in langen Fransen.

Lunigiana-Gruppe

Die häufigsten Funde von Stelen (bis jetzt sind 59 bekannt) wurden in engen Nebentälern gemacht, in der Nähe von Wasserläufen, die in das Magratal münden.

Bei der Lunigiana Gruppe handelt es sich um wirkliche Statuen. Der anthropomorphe Charakter wird durch die Ausformung des Kopfes mit ausgearbeiteten Gesichtszügen wiedergegeben. Auch Arme und Hände sind angedeutet. Aufgrund morphologischer Merkmale kann man drei Typen unterscheiden (zwei kupferzeitliche und ein eisenzeitlicher).

Erster Typ: der Typ Pontevecchio (9

Stelestatue aus Taponecco (Lunigiana)



Exemplare, alle stammen aus der Ortschaft Pontevecchio). Er ist charakterisiert durch den Kopf, der vom Rumpf nicht abgesetzt ist. Das Gesicht wird durch eine u-förmige Eintiefung angedeutet. Man unterscheidet einen männlichen Typ, erkennbar durch den triangulären Dolch, einen weiblichen Typ, bei welchem die Brüste angedeutet sind, und einen Typ ohne besondere Merkmale, deshalb keinem Geschlecht zuordenbar. Dieser Typ ist ziemlich klein (er überragt nie einen Meter) und ist aus Sandstein geformt, einer lokal vorkommenden Gesteinsart.

Zweiter Typ: Der Typ Malgrate, charakterisiert durch einen Kopf wie ein "Gendarmen Hut", durch einen Hals vom Körper getrennt, wie z.B. die Stele Minucciano III. Das Gesicht kann eine u-förmige Eintiefung wie beim Typ Pontevecchio haben oder von einer runden Leiste umrahmt sein. Auch hier sind weibliche und männliche Typen zu unterscheiden: der männliche Typ trägt außer dem erwähnten Dolch in einigen Fällen auch ein Beil. Die Stele von Minucciano III ist von Bedeutung, da sie als einzige der Lunigiana Gruppe bei einer Ausgrabung entdeckt wurde. Die Ausgrabung selbst wurde von Ambrosi (Direktor des Stelenmuseums Pontremoli) durchgeführt. Es wurden keine menschlichen Knochen gefunden, deshalb wird man die Stele nicht mit einem Grabkult in Verbindung bringen können. Eine große Anzahl von atypischer Keramik in der Nähe der Stele könnte, nach Ambrosi, von Opfern an diese vielleicht eine Gottheit darstellende Stele stammen. Der "Stelenkult" in Lunigiana scheint sich bis in die Eisenzeit erhalten zu haben, da man auf der Stele von Zignago eine etruskische Inschrift entdeckt hat. Den Beweis für

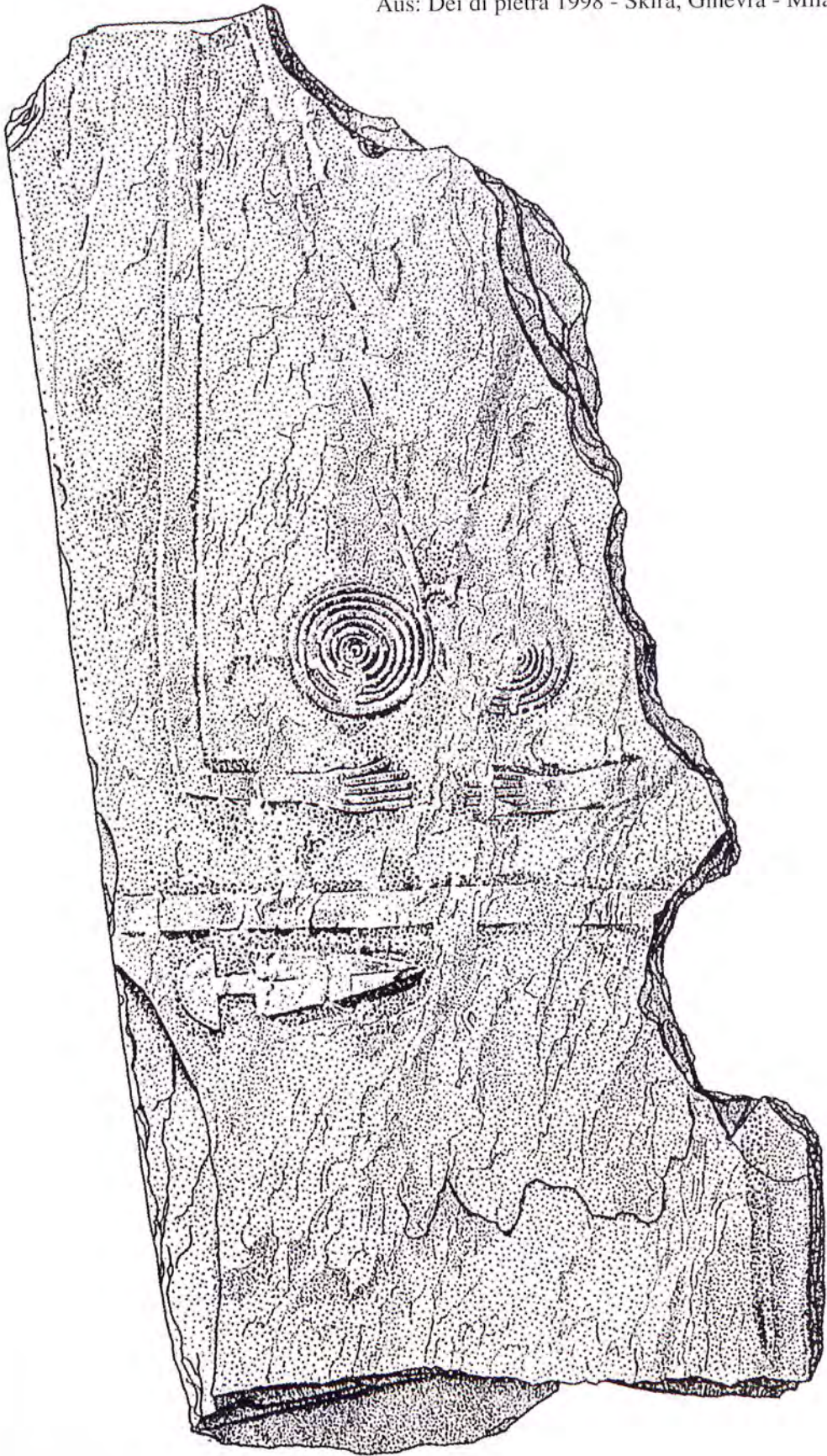
ein langes Festhalten am Stelenkult gibt uns auch die Stele von Campoli, die vor dem Kirchentor eingemauert ist, versehen mit Änderungen im Gesicht (z. B. der Mund kommt normalerweise auf älteren Stelen nicht vor). Die Stele von Scorcetoli ist in einen Bildstock vor einer Kirche eingemauert.

Sion-Aosta-Gruppe

1961 wurde das Megalith-Gebiet von Petit Chasseur entdeckt. Die ersten Untersuchungen wurden von Bocksberger durchgeführt und nach seinem plötzlichen Tod 1971 von Gally fortgesetzt. Die Ausgrabungsergebnisse wurden auf verschiedene Weise interpretiert. Gally faßte sie neuerlich in einem Aufsatz in der Arnal-Festschrift zusammen. Hier werden wir uns an seine Ergebnisse und Interpretationen halten. Die Ausgrabungen ergaben zwei Besiedlungsphasen:

Eine tiefere Schicht ist dem Chassey-Cortailod-Lagozza-Komplex zuweisbar. In diese Periode gehören auch die Steinkistengräber vom Typ Chamblandes aus St. Guerin und die Menhir-Reihe von Sitten, die 1964 entdeckt wurde. In einer oberen Schicht befanden sich 11 megalithische Grabmonumente, außer bei Monument VI und X wurden in ihrem Aufbau anthropomorphe Stelen verwendet. Die Chronologie dieser Schicht ist sehr komplex, da die Monumente mehrfach verwendet wurden. Die Datierung der in dieser Schicht gefundenen anthropomorphen Stelen ist aus diesem Grund problematisch. Bei Grab I wurden zwei anthropomorphe Stelen verwendet. Eine dieser beiden Stelen weist für die Datierung bedeutende Objekte auf: einen Remedello Dolch und einen Doppelspiral-Anhänger, der aufgrund seiner Größe gut mit dem Doppelspiralanhänger von

Stele Nr. 2 aus Sion, Petit-Chasseur.
Aus: Dei di pietra 1998 - Skira, Ginevra - Milano.



Stollhof zu vergleichen ist. Nach Gallay scheint diese Stele gleichzeitig mit dem bedeutenden Grabbau dieses Gebietes zu sein, dem Monument VI. Dieses Monument besteht aus einer in Trockenmauertechnik erbauten, dreieckigen Plattform (mit einer Länge von 17 m), auf welcher eine große Steinkiste stand. Diese Grabanlage ist älter als die restlichen Bauten, da sie auf einer tieferen Schicht aufliegt. Sie wird der Saone-Rhone-Kultur zugewiesen. Im nahen Umkreis der Steinkiste lagen Silex-Dolche aus Grand Pressigny und Spinnwirtel aus Stein, typisch für die Saone-Thone-Kultur. Beim Abbau der gemauerten Plattform wurden vor ihrer Basis zwei Gruben in den Ausmaßen der anthropomorphen Stelen entdeckt. Gallay schlägt folgende Rekonstruktion vor: die Stelen wurden vor der Grabanlage aufgestellt. In diesem Fall scheint es also eine Verbindung zum Grabbau zu geben.

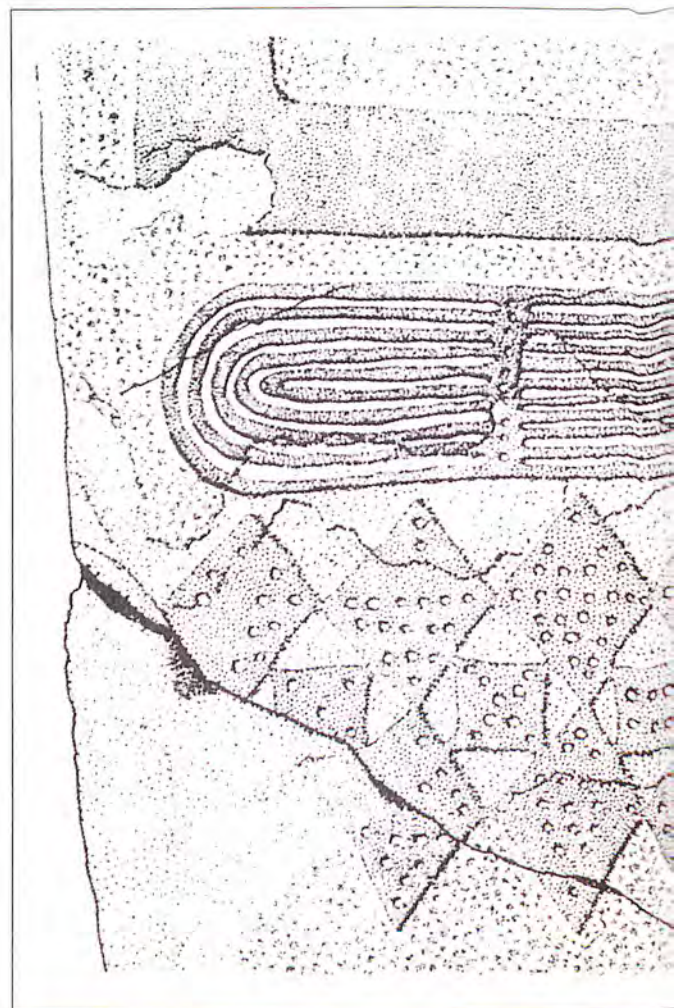
Die Grabkiste wurde von Glockenbecherleuten als Grab wiederverwendet. Der ursprüngliche Inhalt, wie z.B. die genannten Silex-Dolche, wurden dabei einfach aus der Kiste herausgeworfen. Im Inneren des Grabes wurden Gegenstände, die der Glockenbecherkultur zugeordnet werden können, gefunden. Einige Beispiele: zwei Glockenbecher, ein Silberring und ein verzierter Knebel aus Eberzahn.

Die Ausgrabung von Monument XI, 1972/73 durchgeführt, ließ die Feststellung zu, daß auch von Trägern der Glockenbecher-Kultur Stelen angefertigt wurden. Diese Anlage XI gehört zur zweiten Belegungsphase des Gräberfeldes, ist also gleichzeitig mit Monument I und V, die alle einen seitlichen Eingang aufweisen. Bei der Ausgrabung dieses Monumentes XI ließ sich eine Benutzungsdauer von 16 Phasen

nachweisen: Die ersten werden hier zusammenfassend behandelt:

Phase zwei: Die Anlage XI wurde von den Trägern der Glockenbecherkultur gebaut. Die Steinkiste aus sekundär verwendeten Stelen war von einer Holzkonstruktion umgeben, außerhalb dieses Holzbaues waren anthropomorphe Stelen aufgestellt. Z. B. eine männliche Stele mit Pfeil und Bogen und einer reichen geometrischen Ritzverzierung. Eine andere Stele, verziert auf beiden Seiten, wurde in der Konstruktion der Kiste wiederverwendet, die innere Seite mit Pfeil und Bogen.

In einer dritten Phase wurde die



Steinkiste als Grabanlage verwendet. Es wurden Reste von 16 Individuen gefunden, die mit reichen Beigaben bestattet wurden, z.B. ein Glockenbecher und einige Knochengegenstände.

Die weiteren Phasen belegen die Zerstörung und Wiederverwendung dieser Anlage während der Frühbronzezeit.

Gallay erkennt bei den Stelen von Sion (meist mehr als 2 m hoch) zwei Stile:

- ein älterer Stil 1 ist gekennzeichnet durch die Darstellung von triangulären Dolchen und Doppelspiralanhängern. Er ist der Saone-Thone-

Kultur zuzuweisen.

- ein jüngerer Stil 2 ist durch sehr reich geometrisch verzierte Stelen vertreten, der der Glockenbecher-Kultur zuzuordnen ist.

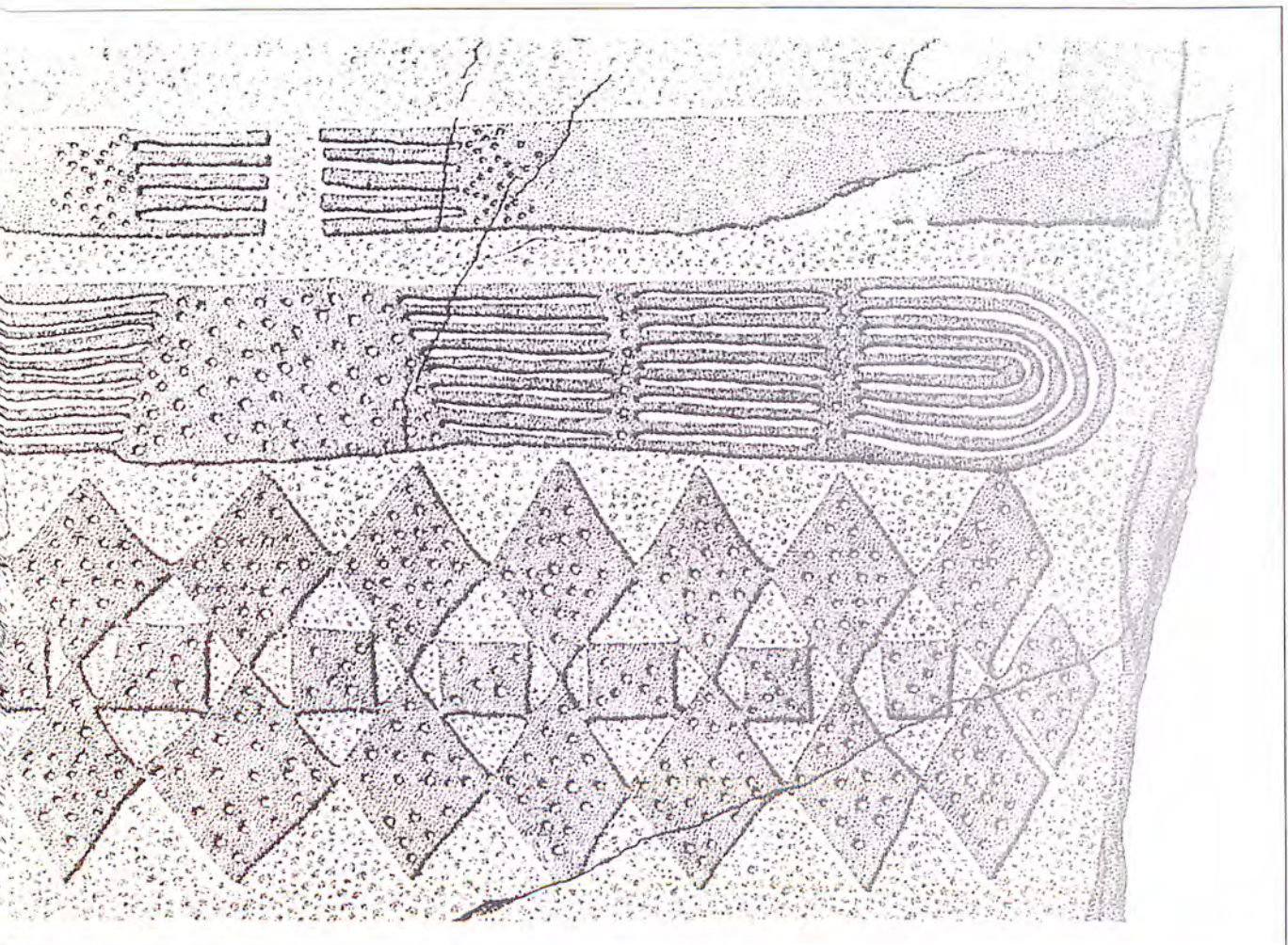
Aosta-Gruppe

Eine sehr ähnliche Situation wie in Sion (Sitten) finden wir in Aosta vor. Die Fundstelle von St. Martin di Corleans in Aosta wurde 1969 durch Bautätigkeiten entdeckt. Die Ausgrabungen sind noch im Gange. (Das gesamte Areal wurde in Anbetracht der Wichtigkeit von der Gemeinde gekauft.)

Aufgrund der Grabungsergebnisse

Stele Nr. 3 Aosta.

Aus: Dei di pietra 1998 - Skira, Ginevra - Milano



konnte Mezzena (Ausgrabungsleiter) 5 Phasen herausarbeiten.

Die erste Phase (zwischen 3000 und 2750 v. Chr. (alle Daten sind unkalibrierte C-14 Daten) ist belegt durch eine Reihe von Holzpfostenlöchern, Nordost-Südwest ausgerichtet. Nach Mezzena könnten diese Pfostenlöcher für Holzstelen gedient haben.

Die zweite Phase (zwischen 2750 und 2400 v. Chr.) zeigt eine durch Pflugspuren eingegrenzte Oberfläche, in die Pfluggrillen wurden menschliche Zähne gestreut. In dieser Phase wurden zwei Reihen von anthropomorphen Stelen und Menhiren aufgestellt, davon eine in der Verlängerung der Holzpfähle der ersten Phase. Stele 30 weist zwei Anfertigungsphasen auf. Eine erste durch eine Kette gekennzeichnet und eine zweite im zweiten Stil nach Gallay angefertigt. Darauf sind außer Bogen und Pfeile noch ein Kupferbeil und ein triangulärer Dolch in einer Scheide zu erkennen. Eine Stele im ersten Stil (nach Gallay) wurde beim Bau von Grab III wiederverwendet.

Parallel zur Holzpfahl/Stelenreihe wurden bis zu 2 m tiefe, runde Gruben festgestellt, die Opfertagen von Mühlsteinen und Getreide enthielten.

Die dritte Phase (zwischen 2400 und 2100 v. Chr.) ist gekennzeichnet durch neue Anlagen, die nicht mehr mit einem Kult der Lebenden, sondern mit Bestattungsriten in Verbindung zu bringen sind. Innerhalb eines kurzen Zeitraumes wurden 4 Grabanlagen gebaut. Wie in Sion beobachtet, besteht auch diese aus einer dreieckigen Plattform mit einer Steinkiste. Die Steinkiste besitzt einen seitlichen Eingang. Die dort verwendete Stele ist dem zweiten Stil nach Gallay zuzuweisen. Die Basis der dreieckigen Plattform ist abge-

rundet und mit Pfostenlöchern umgeben. Nach Mezzena ist Grabmonument 2 aus folgenden Gründen zweifellos von Trägern der Glockenbecherkultur verteilt worden.

Für Mezzena sind die Stelen des ersten und zweiten Stiles nach Gallay älter als die Glockenbecher Kultur und er sieht keinen Zusammenhang mit Bestattungsriten. Die Hersteller der Stelen sind nach ihm die Träger der kannelierten Keramik, die er mit der Badener Kultur in Verbindung bringt. Diese kannelierte Keramik ist nach dem heutigen Forschungsstand nur in Aosta verbreitet: im Gräberfeld von Vollein. Aber erst eine vollständige Vorlage der Befunde wird eine Beurteilung dieser Behauptungen erlauben.

Aus Aosta kennt man insgesamt 40 Stelen, die nichtanthropomorphen inbegriffen.

Valcamonica-Valtellina-Gruppe

Die Fundsituation der Valcamonica-Valtellina Gruppe unterscheidet sich von den vorangegangenen Gruppen. Wie auf der Verbreitungskarte zu sehen ist, sind die Funde sehr zahlreich. In der Valcamonica häufen sie sich besonders in der Nähe der berühmten Felsinschriften bei Capo di Ponte. Wenige entsprechen aber der am Anfang gegebenen Definition der Stelenstatuen. Meistens handelt es sich um Steine, nicht von Menschen modelliert, mit Einritzungen, die wahrscheinlich rituelle Bräuche darstellen. Die Oberfläche des Steines 2 von Cemmo ist mit zahlreichen Tieren versehen, vielleicht Beschwörungsformeln für eine gute Jagd. Am Rand haben wir eine Pflugszene (vielleicht in Verbindung zu bringen mit den Befunden von Aosta) und ein von Ochsen gezogener vierrädriger Wagen.

Eine weitere Pflugszene ist auf Stein 2 von Bagnolo zu sehen. Auch in

Stele III, Caven Valtellina. Aus: Storia di Valtellina - Jaca Book



diesem Fall handelt es sich um einen naturbelassenen Stein, der anthropomorphe Charakter ist aber durch die Anordnung der Einritzungen angedeutet.

In diesem Fall ist die Bezeichnung Figurenmenhir richtig. Außer der Pflugszene ist im oberen Teil ein Sonnensymbol erkennbar, darunter eine mehrzeilige Kette mit Doppelspiralanhänger. An einer Seite sehen wir ein Kupferbeil und ein Steinbeil. Steinbeile solchen Typs sind im Trentino und in der Lombardei verbreitet (z. B. Zambana bei Trient). Auf der anderen Seite sind wieder eine Reihe von Tieren eingeritzt.

Andere Beispiele von Figurenmenhiren kennen wir von Ossimo I mit einer großen Anzahl von Doppelspiralanhängern: Capo di due Pini. In diesem Fall wurden die Darstellungen in einen Felsen eingeritzt und auch hier deutet die Anordnung der Figuren anthropomorphen Charakter an: in der Mitte des Körpers ist ein Gürtel umgebunden. Von besonderem Interesse sind die Abbildungen von zwei Stabdolchen, deren Klingen aus Silex zu sein scheinen (ähnlich den Beigaben aus Grab 102 von Remedello).

Da es sich bei den meisten Figurenmenhiren um Streufunde handelt, wird eine Datierung nur durch die Typologie der abgebildeten Objekte gestützt. Die Darstellungen der Doppelspiralanhänger und triangulären Dolche sprechen für eine Datierung in die ältere Kupferzeit.

Durch die Ausgrabungen in Cemmo, von De Marinis geleitet (Prof. am Institut für Ur- und Frühgeschichte in Mailand), sind uns weitere Anhaltspunkte für die Chronologie der Figurenmenhire gegeben. Auf einem der dort ausgegrabenen Menhire, Cemmo 3, konnte De Marinis durch die Untersuchung von sich überlagernden Einritzungen 5 Phasen

herausarbeiten:

Erstens: Darstellung von verschiedenen Tieren: drei Hirsche, zwei Hunde und fünfzehn sogenannte "Tapire". Alle Tierfiguren schauen nach recht.

Zweitens: Am oberen Teil drei menschliche Figuren mit offenen Armen, die mittlere mit einer Sonnenscheibe auf der Stirn. Am unteren Teil vier Stabdolche und zwei Dolche vom Typ Ciempozuelos (z. B. aus Grab S. Cristina, vergesellschaftet mit einem Glockenbecher). Diese zwei Gruppen von Dolchen stehen einander gegenüber.

Drittens: ein Band von kurzen vertikalen Strichen, auf Schulterhöhe der drei vorher erwähnten menschlichen Figuren. Sie bedecken diese.

Viertens: 44 menschliche Figuren, aufgeteilt auf fünf Reihen: in der zweiten Reihe wieder eine Figur mit Sonnenscheibe.

Fünftens: neun Tierfiguren, vielleicht Rinder, die einige der genannten Figuren bedecken.

Die Stabdolche aus Cemmo 3 finden ihre Parallele im Stabdolch von Villafranca bei Verona, der aus einem Körpergrab stammt, wo auch eine Silex-Pfeilspitze vom Typ Remedello und ein halbmondförmiges, buckelverziertes Pectorale aus Silberblech deponiert war. Die Datierung dieses Grabes in die Kupferzeit wird durch Metallanalysen aus dem Stabdolch bestätigt, welcher aus Kupfer mit 4,1 % Arsen besteht. Die Tatsache, daß wir auch eine Darstellung eines Dolches vom Typ Ciempozuelos haben, beweist eine Benutzung dieser Monumente auch in der Zeit der Glockenbecherkultur.

Valtellina

Aus der Valtellina sind hingegen Monumente bekannt, die als Stelenstatuen bezeichnet werden können. Stele 3 von Caven trägt ein

Felszeichnungen auf der Rupe Magna, Grosio Valtellina. Foto: G. Bodini



Sonnensymbol, umgeben von zwei anderen Kreisen. Vom Sonnensymbol gehen Einritzungen strahlenförmig nach unten, seitlich davon Doppelspiralanhänger.

Auf der Stele von Tirana erkennen wir auf der oberen Seite einen Kreis in einem Rechteck. Auf der unteren Seite eine Reihe von Tieren und Waffen. Im Mittelteil die Darstellung einer menschlichen Figur mit Bogen, darunter ein triangulärer Dolch, der von einem Tier bedeckt ist. Im untersten Teil der Stele sehen wir einen gewellten Gürtel, der charakteristisch ist für die Etschtal-Gruppe, der letzten hier zu besprechenden Gruppe.

Auch in diesem Fall sind die Stelen nur Streufunde und für die Datierung gilt dasselbe wie für die Valcamonica.

Etschtal-Gruppe

In Trentino-Südtirol kennt man bis jetzt 18 Stelen:

Südtirol:

4 aus Algund

1 aus Tötschling

1 Fragment aus Feldthurns

1 aus Tramin

1 Fragment aus Aicha

Trentino:

1 aus Brentonico

6 aus Arco

1 aus Revò, Nonsberg

Bei Algund wurden 1932 und 1942 vier Stelestatuen geborgen. Sie lagen in einer Brandschicht, die leider keine weiteren Funde enthielt. Auch eine von L. Dal Ri (Denkmalamt Bozen) vorgenommene Sondage brachte keine neuen Ergebnisse.

Bei der Stele Algund B handelt es sich um eine männliche Stele, mit einem Gürtel vom Typ wie er schon von den Stelen der Valtellina Grup-

pe bekannt ist. An den Seiten eine Reihe von Beilen und Remedello Dolchen, einer davon hängt an einer Halskette. Unterhalb des Gürtels sieht man noch zwei Remedello Dolche und einen vierrädrigen Wagen. Algund B hat eine Höhe von 2,70 Metern. Wie auch die anderen Stelen dieser Fundstelle ist Algund B aus Marmor. Marmorvorkommen gibt es im Vinschgau. Der nächste Marmorbruch wäre der von der Töll, unweit von Algund gelegen.

Die Stele Algund D ist ebenfalls eine männliche Stele mit nur einem Remedello Dolch. Ein Gürtel umschlingt den Stein. Kannelüren auf der Rückseite werden als Haare oder Mantel interpretiert. Die Stele ist 1,23 Meter hoch. Das Stelenfragment Algund A ist ein Beispiel einer weiblichen Stele.

Ein wichtiger Stelenfund wurde in Feldthurns von Dal Ri gemacht. Die Ausgrabung brachte einen halbkreisförmigen Bau zutage, von Steinplatten umgeben (eine davon war ein Schalenstein). Im Inneren wurden einige Brandbestattungen, der Glockenbecherkultur zugehörig, gefunden. Auch Keramikreste wurden gefunden. Einige davon sind in Furchenstichtechnik verziert. Die Bestattungen waren mit Steinen bedeckt, einer davon war das erwähnte Fragmente der Stelestatue.

Trentino

Zwischen Jahresende 1989 und Sommer 1990 wurden in Arco zu drei verschiedenen Zeitpunkten sechs Stelestatuen entdeckt. Sie wurden bei Aushubarbeiten für ein neues Krankenhaus von Baggern zutage gefördert. Laut Auskunft der Bauarbeiter lagen alle Stelestatuen in einer Flußschotterschicht, ungefähr vier Meter unter der Erdoberfläche. Der Geologe Michele Lanzinger (Direktor des Naturhistorischen

Arco I, Detail



Museums Trient) vertritt die Ansicht, daß ihre ursprüngliche Lage nicht weit vom Auffindungsort entfernt gewesen sein kann. Der Umfang der Stelestatuen übersteigt um vieles jenen der umgebenden Schottersteine. Die Transportkapazität des Flußes würde also nicht ausreichen, um solche Kaliber über weite Strecken zu verschieben.

Durch die Entdeckung der Stelen von Arco wurde ein seit zwanzig Jahren in einem Garten in Revò stehender Stein als Stelestatue erkannt. Bis zur Auffindung der obengenannten Stelen war im Trentino nur eine einzige Stele bekannt, und zwar die aus Brentonico, 1971 in einer Mauer entdeckt. Sie ist vor allem wegen der Kopfform dem Typ Pontevecchio aus der Lunigiana-Gruppe ähnlich, während die rechteckige Haltung der Arme an die Sion-Aosta Stelen erinnert. Die Stele von Arco und Revò sind den Südtiroler Stelen sehr nahe verwandt. Arco bildet den südlichsten Verbreitungspunkt dieser Fundgruppe.

Dank des guten Erhaltungszustandes der Stelen von Arco und Revò ist es möglich, die typologischen Merkmale dieser Gruppe, von Acafora 1953 herausgestellt, zu ergänzen. Die Stelen dieser Gruppe sind allansichtig, Arme und Beine sind nie dargestellt. Fast alle tragen einen Mantel, der Schulter und Seite bedeckt.

Die Stelen dieser Gruppe sind aufgrund von Form, Darstellungen und Größe in drei Typen zu unterteilen:

- ein männlicher Typ, charakterisiert durch seine beträchtliche Größe: über 1,80 Meter, durch seine flache Form und durch die Darstellung von Waffen und einen wellenförmigen Gürtel. Dieser Gruppe ist die Stele Arco I zugehörig. Durch diese Stele ist das Typenspektrum der



Arco II, Detail. Foto: E. Murerati



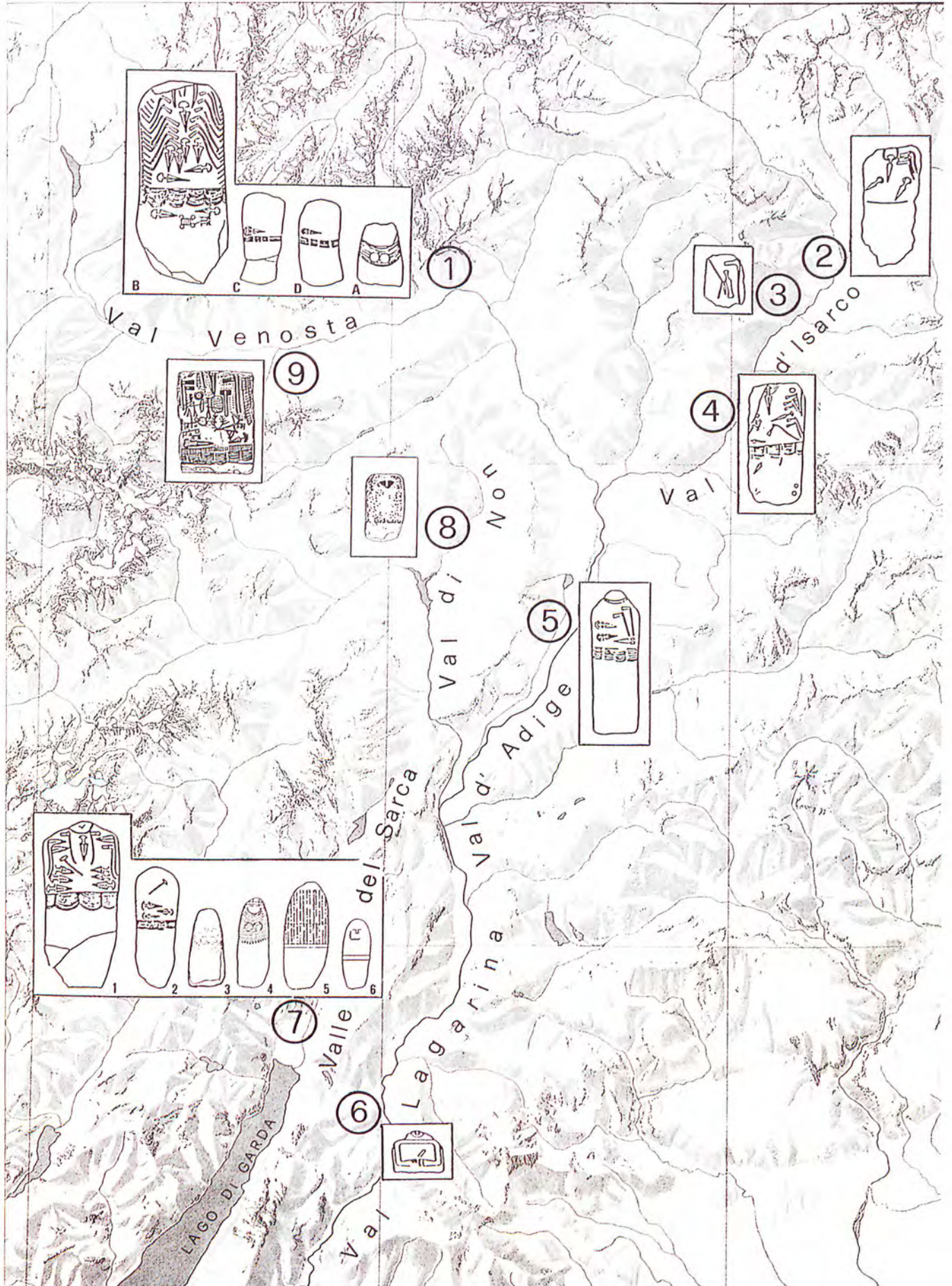
Waffen erweitert worden: neben den Remedello Dolchen und den Beilen mit Knieschäftung mit hakenförmigem Ende, wie es in der Horgen Kultur bekannt ist, erscheinen erstmals Stabdolche mit Mittelrippe, ähnlich wie auf den Stelen der Valcamonica-Valtellina-Gruppe eingeritzt sind. An dieser Stelle ist ein T-förmiges Gesicht zu erkennen, das von einer Perlenkette gesäumt ist. Auch die Stele von Grotta Castello bei Vecchiano in der Toskana trägt eine Perlenkette. Diese Halsketten sind die einzigen Nachweise von Schmuck auf männlichen Stelen. Die Stele Arco 2 stellt eine männliche Stele dar. Die dargestellten Dolche sind vom Typ Remedello, dessen Griff mit Nieten versehen ist. Die Stelenrückseite zeigt einen Mantel. Die seitlichen schrägen Kannelüren könnten als Kleid oder als Falten des Mantels interpretiert werden. Eine Interpretation des T-förmigen Objektes auf Stele Arco 2 ist sehr schwierig. Da auf Arco 2 ein solches T-förmiges Objekt gerade im Schulterbereich in schräger Lage eingeritzt ist, könnte man an eine Krückennadel denken, die in Norditalien in nur einem einzigen Exemplar in Silber vorkommt: in Grab BS II aus Remedello. Das flache Ende der Nadelspitze und vor allem ihre Position auf Arco 1 (zwischen Stabdolchen und Remedello Dolchen) lassen eher an eine Hammeraxt denken, deren besondere Rolle unter den Waffen von Winiger 1981 gut beschrieben wurde. Diese Interpretation scheint ein ähnliches Gold-Objekt aus Grab 36 von Varna in Bulgarien zu bestätigen, das als Szepter angesprochen wird. Das bedeutet, daß unsere Abbildung auf Arco 1 kein Trachtelement darstellt, sondern vielmehr ein Statussymbol.

- Der Typ 2 ist durch die weiblichen Stelen vertreten. Das weibliche

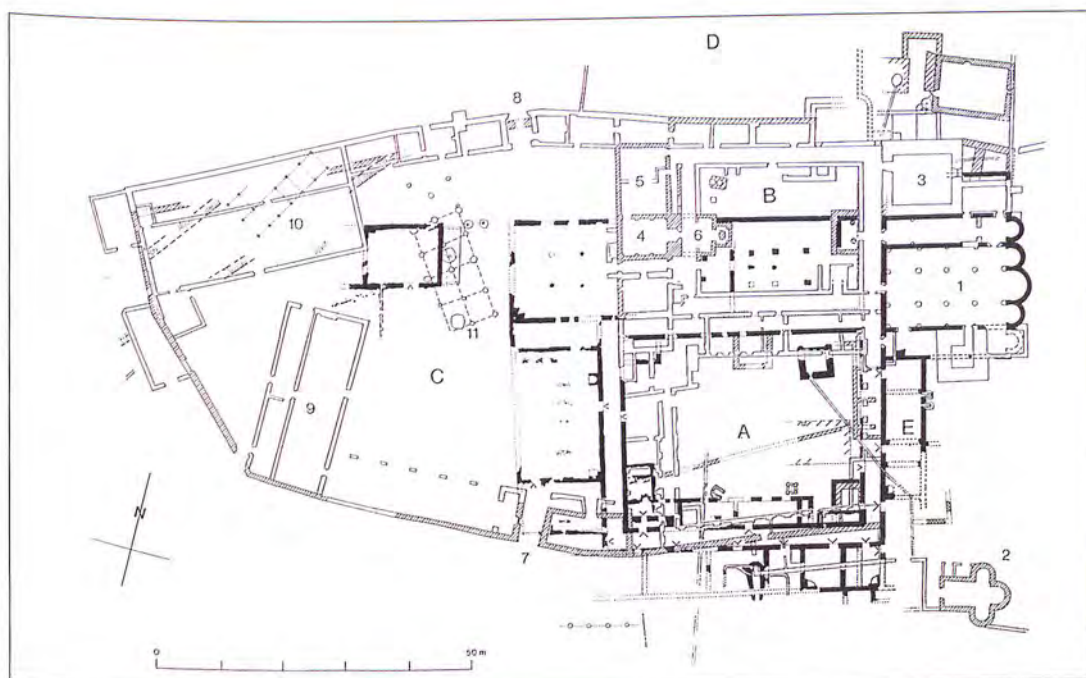
Geschlecht wird durch kleine Brüste angedeutet. Die Stelen sind aus relativ kleinen (bis zu 90 cm hohen) Steinen angefertigt, mit kreisförmigem Querschnitt, für eine Allansichtigkeit besonders geeignet. Die weibliche Stele Arco 4 gehört zum Typ 2. Das Gesicht ist als T-Form angedeutet. Sie trägt ein weites, dünnes Kleid, am unteren Ende mit einer Reihe von kleinen Anhängern versehen. Vielleicht kleine Muscheln, wie in Grab 83 von Remedello belegt. An den Seiten ist ein Mantel zu erkennen, der den gesamten Rücken bedeckt. Charakteristisch für diesen Typ 2 sind die Schmuckgegenstände. Im Fall von Arco 4 sehen wir am Kopf eine doppelte Reihe von kleinen Plättchen, vielleicht eine Art Diadem oder Mütze. An diesen scheinen Spiralanhänger befestigt zu sein, vielleicht Doppelspiralanhänger.

- Der dritte Typ trägt keine besonderen Geschlechtsmerkmale, deshalb wird er als geschlechtsloser Typ bezeichnet. Dieser Typ ist aus flachen kleinen ca. 50 - 60 cm hohen Steinen gefertigt. Bis jetzt sind zwei Varianten dieses Typus zu erkennen. Die erste vertreten durch Arco 6, ist durch die U-förmige Gesichtsandeutung gekennzeichnet, was vor allem in der Lunigiana-Gruppe häufig zu beobachten ist (siehe Stele von Pontevecchio). Das Gesicht von Arco 6 ist durch eine Leiste begrenzt, die eine Halskette darstellt, die Andeutungen der einzelnen Perlen sind erkennbar. Ein einfacher Gürtel um die Mitte des Körpers geschlungen, endet an den Seiten. Die zweite Variante wird durch die Stele von Revò dargestellt. Das Gesicht hat eine T-Form und an den Seiten und am Rücken ist ein Mantel zu erkennen mit einfacher Kannelur.

Im Laufe der Restaurierungsarbeiten



an der Pichlkirche von Latsch im Vinschgau entdeckte Nothdurfter eine im Altar eingemauerte Stele. Die Bedeutung dieser Stele ist besonders groß, weil sie ein Verbindungselement zwischen den Gruppen von Valcamonica-Valtellina und Etschtal darstellt. Erstmals erscheinen neben den bereits gut bekannten Elementen (wie wellenförmiger Gürtel, Remedello Dolchen usw) andere, die typisch für die Valcamonica-Valtellina-Gruppe sind: Darstellungen von Tieren und menschlichen Figuren. Auch ein Mann mit Bogen und Schild ist zu sehen. Was die Funktion und Bedeutung dieser Stelen anbelangt, sind noch viele Fragen offen. Die Funde von Sion, Aosta und Feldthurns deuten einen Zusammenhang der Stelen mit dem Grabkult an. Die Etschtalgruppe ist ohne archäologische Befunde, wie auch die Lunigiana-Gruppe und die Valcamonica-Valtellina-Gruppe. Welchen Stellenwert sie im Leben der Menschen eingenommen hatten, ist also schwierig einzuschätzen. Sehr wahrscheinlich zeigen sie uns Teile einer ideologisch-religiösen Vorstellung, die auf einer Ahnen-Helden-Mythologie basiert. Die Darstellungen der Waffen (Remedello Dolche, Stabdolche, Beile, Szepter) auf Arco I verdienen besondere Aufmerksamkeit, da sie eine entwickelte Gesellschaft widerzuspiegeln scheinen, wo der Rang der männlichen Erwachsenen durch Anzahl und Typ der Waffen bestimmt war.



Müstair St. Johann - Archäologischer Übersichtsplan, Prof. H. R. Sennhauser.

Notizen zur Baugeschichte und Lage des Klosters St. Johann in Müstair

Um 800 entstand in Müstair unter Karl dem Großen eine Klosteranlage, die dem zugehörigen Dorf und dem ganzen Tal zwischen Ofenpaß und Vinschgau den Namen gab. Davon steht heute nur noch die Klosterkirche. Ihr Freskenzyklus aus karolingischer Zeit mit romanischen Ergänzungen gilt heute als UNESCO-Weltkulturgut.

Alle anderen Gebäudeteile wurden im Laufe der Zeit durch jüngere ersetzt. Einige unter ihnen erlangten ebenfalls nationale Bedeutung: Im 9. oder 10. Jahrhundert entstand die Heiligkreuzkirche, eine hohe, schlanke Kapelle mit drei Konchen. Auch sie birgt einen noch nicht freigelegten Freskenschmuck aus dem 1. Jahrtausend. Der Plantaturm aus dem Jahre 958 ist das älteste Profangebäude der Schweiz. Er wurde als

Wohn- und Wehrturm eingerichtet und mit einem Graben umfaßt. 1035 stand die Wehrhaftigkeit nicht mehr im Vordergrund, als der Bischof von Chur seinen nördlichen Klostertrakt von Grund auf neu erbaute, den er offenbar seit jeher als Residenz für die Verwaltung seiner Alpensüdtäler benutzte. Er errichtete einen dreigeschossigen Turm, flankiert von je einem zweigeschossigen Gebäudeflügel, mit vorgelagerter Doppelkapelle und vierseitig umschlossenem Atrium/Kreuzgang. Im 12. Jahrhundert traten baulich und wirtschaftlich schwierige Zeiten ein. Die Benediktinerermönche verließen das Kloster zugunsten von Nonnen gleicher Observanz. Bischof Egino übergab den Frauen um 1170 seine Residenz, die zum Zentrum der heutigen Klosteranlage wurde. Vor al-



Stuckrelief im Bogen des teilweise zugemauerten Nordeingangs in die Kirche. (um 1087)



lem nach dem Schwaben- /Engadin-erkrieg von 1499 und in der Barockzeit wurden weitere Bauten um die Klosterhöfe herum angegliedert. Sie prägen das Gesicht des heutigen Klosters mit.

Die Lage des Klosters in Müstair richtet sich vor allem nach dem Paßverkehr aus. Davon spricht schon die Gründungslegende. Das Kloster partizipierte damals an wichtigen Hauptverkehrsachsen. Eine führte von der Lombardei über das Veltlin via Umbrail oder Val Mora Richtung Reschenpaß und Inntal gegen Nordosten, eine andere auf der alten römischen Via Claudia Augusta von der Poebene via Verona, Vinschgau, Reschenpaß bis nach Augsburg oder zweigte ab über das Münstertal ins Engadin und via Bündnerpässe zum Rhein. An diesen Wegen erfüllte das Kloster Hospizfunktionen, war Verwaltungstützpunkt des Bischofs für seine Südtäler und damit wirtschaftliches sowie religiöses Zentrum der Gegend. Auch in politischer Hinsicht lag es strategisch günstig, auf altfränkischem Gebiet, direkt angrenzend an die potenziellen Unruhegebiete in den lombardischen und bajuwarischen Provinzen, die sich Karl der Große unterworfen hatte.

Kleinräumig nutzt das Kloster den sanften Ausläufer eines Schuttkegels aus, den der Valarolabach aus dem Avingatal heraus in das Haupttal vorgeschoben hatte. Der Siedlungsplatz war seit der Bronzezeit erprobt und stets von Rufen und Hochwasser verschont geblieben. Das Delta ist sehr fruchtbar und das notwendige Wasser ließ sich auf relativ einfachem Weg von den Talflanken dem Kloster zuleiten. Alle Verkehrswege lassen sich von hier aus überblicken.

Literatur:

Müstair, Kloster St. Johann I: Zur Klosteranlage - Vorklösterliche Befunde. (ID Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 16/1), Zürich 1996.

Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster. Internationales Symposium, 26.9.-1.10.1995 in Zurzach und Müstair, Acta hrsg. v. Hans Rudolf Sennhauser (ID Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 17), Zürich 1996.

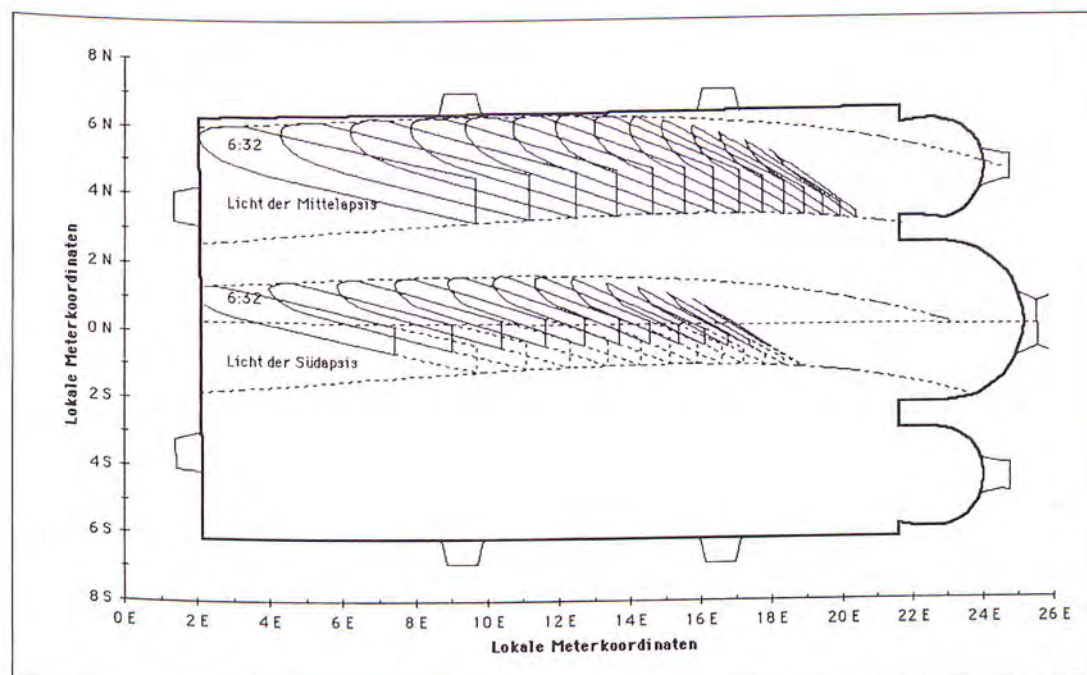
Foto unten: Ansicht von Osten - die drei Apsiden aus karolingischer Zeit.
Foto rechts: Detail eines romanischen Freskos in der Apsis.
Fotos: G. Bodini.







Menhir aus Lengstein - St. Verena.
Foto: Bozner Museum



Grundriss der karolingischen Klosterkirche in Münstair.

Das Licht von St. Johann ...

Am Anfang der archäoastromischen Untersuchungen stand die Frage, wonach sich die ungenau "geostete" Klosterkirche ausrichtet. Aus den Vermessungen resultierte eine Orientierung der Kirchenachse von 62,3 Grad, und die Berechnungen haben ergeben, daß die Sonne in karolingischer Zeit am Tag des Kirchenpatrons St. Johann bei ihrem Aufgang am 24. Juni kurz nach 5 Uhr wahrer Ortszeit mit einem Azimut von rund 64 Grad durch die großen originalen Apsisfenster in die zentrale Längsachse des Kirchenschiffes leuchtete, also annähernd achsparallel. Diese Berechnung beruhte auf einem unbewaldeten Horizont im Sonnenaufgangspunkt östlich von Taufers. Bei der heute bewaldeten Situation geht die Sonne erst bei Azimut 66 Grad auf, das heißt mit einer Verspätung von rund 10 Minuten.

Eine Überraschung boten die Intervallrechnungen des weiteren Lichtverlaufes: Das Fensterlicht der Mittelapsis wandert mit der steigenden Sonne an der Westwand hinunter in Richtung der unteren Nordwestecke des Kirchensaales. Dort läuft das Licht auf den Kirchenboden über und bewegt sich streng der Nordwand folgend in Richtung Nordapsis.

Das Licht der Südapsis senkt sich aus der Westwand in die Mitte des Kirchenschiffes und verläuft in der zentralen Längsachse in Richtung Mittelapsis. Das Diagramm 1 zeigt den Verlauf in Intervallen von 10 Minuten.

Das Licht der Nordapsis wechselt sehr rasch von der Westwand zur Nordwand und belichtet sie anfangs großflächig. Scheinbar entgegen dem zu erwartenden Verlauf hebt sich der Lichtwurf anfänglich auf die

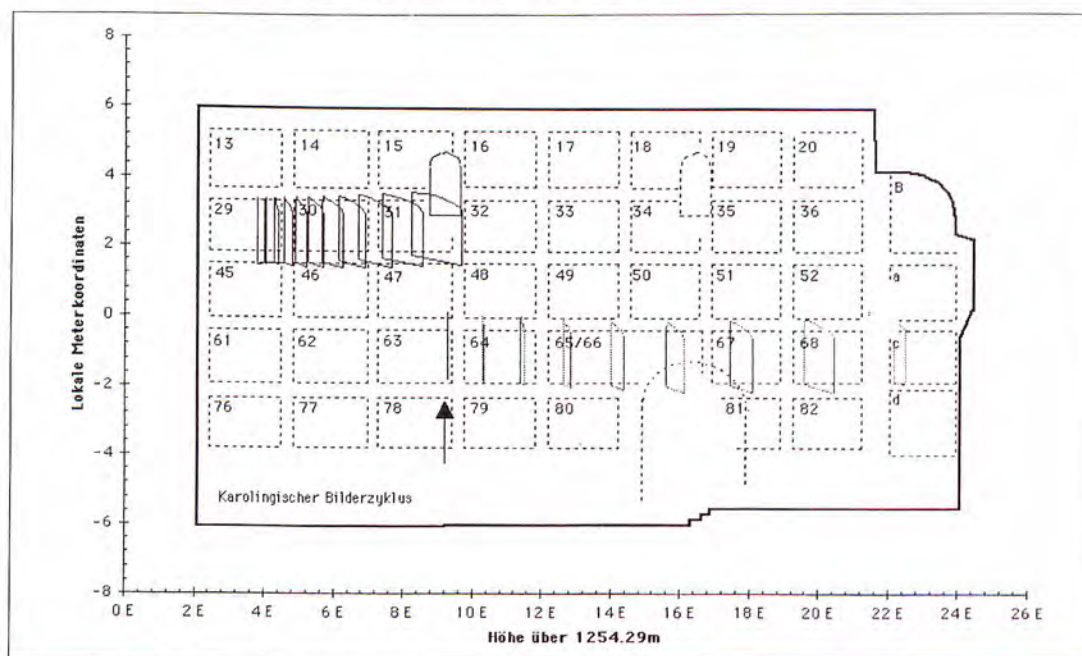
Höhe des Bildfeldes 64, bei stetiger Verjüngung und horizontalem Lauf über die Felder 64 bis 68 mit anschließendem Wechsel in die Nordapsis auf Höhe des Bildes c. Das Diagramm 2 zeigt den Lauf ein halbes Jahr später mit dem Licht des südlichen Westwandfensters.

Die Befunde legen nahe, daß die Orientierung der Klosterkirche am Johannestag festgelegt wurde. Vielleicht hat man sie anhand einer schattenwerfenden Einrichtung in der Position des heutigen Mittelapsisfensters abgesteckt.

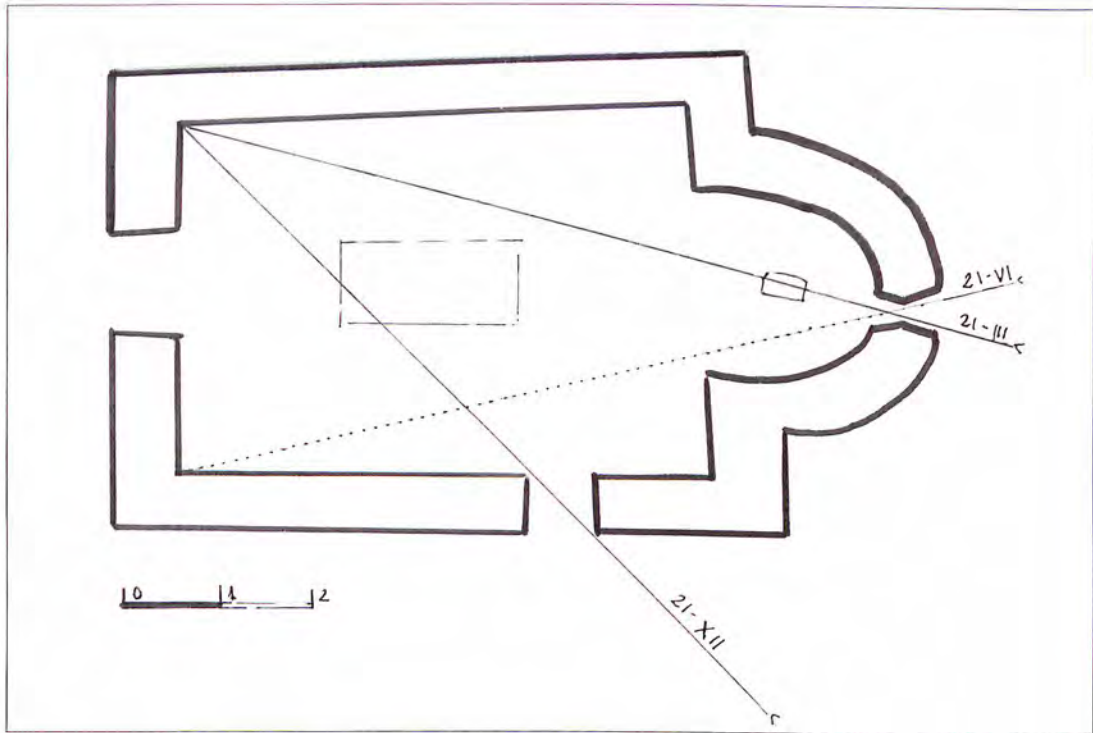
Die bauliche Anlehnung an den Lichtlauf ging offenbar so weit, daß man der Nordmauer eine leicht konvexe Krümmung gab, die exakt der Sonnenkurve des Johannestages im ausgehenden 8. Jahrhundert folgt. Diese kommt im westlichen Mauerabschnitt recht deutlich zum Ausdruck.

Die Untersuchung basiert auf rund 800 Koordinatenpunkten, die zum Teil direkt in der Kirche eingemessen wurden, zum größeren Teil aber aus den Plänen entnommen sind. Weitere 360 Punkte für das Horizontprofil wurden für die Kirchenmitte gerechnet. Das Bundesamt für Landestopographie Bern, Sektion für geodätische Grundlagen, stellte diese Daten zur Verfügung. Dankbar durfte ich die Mithilfe der Archäologenequipe vom Büro Sennhauser beim Einmessen der zugemauerten, doch gut faßbaren karolingischen Fenster der Süd- und Westwand, bei der fotografischen Dokumentation und bei der Bereitstellung aller gewünschten Plangrundlagen entgegennehmen. Die Möglichkeit, an Ort und Stelle auf eine wissenschaftliche Institution zurückgreifen zu können, war ein Glücksfall, der diese Arbeit erst ermöglichte beziehungsweise überhaupt denkbar machte.

Nordwand der Klosterkirche mit Einteilung der karolingischen Bildfelder



Gianni Bodini



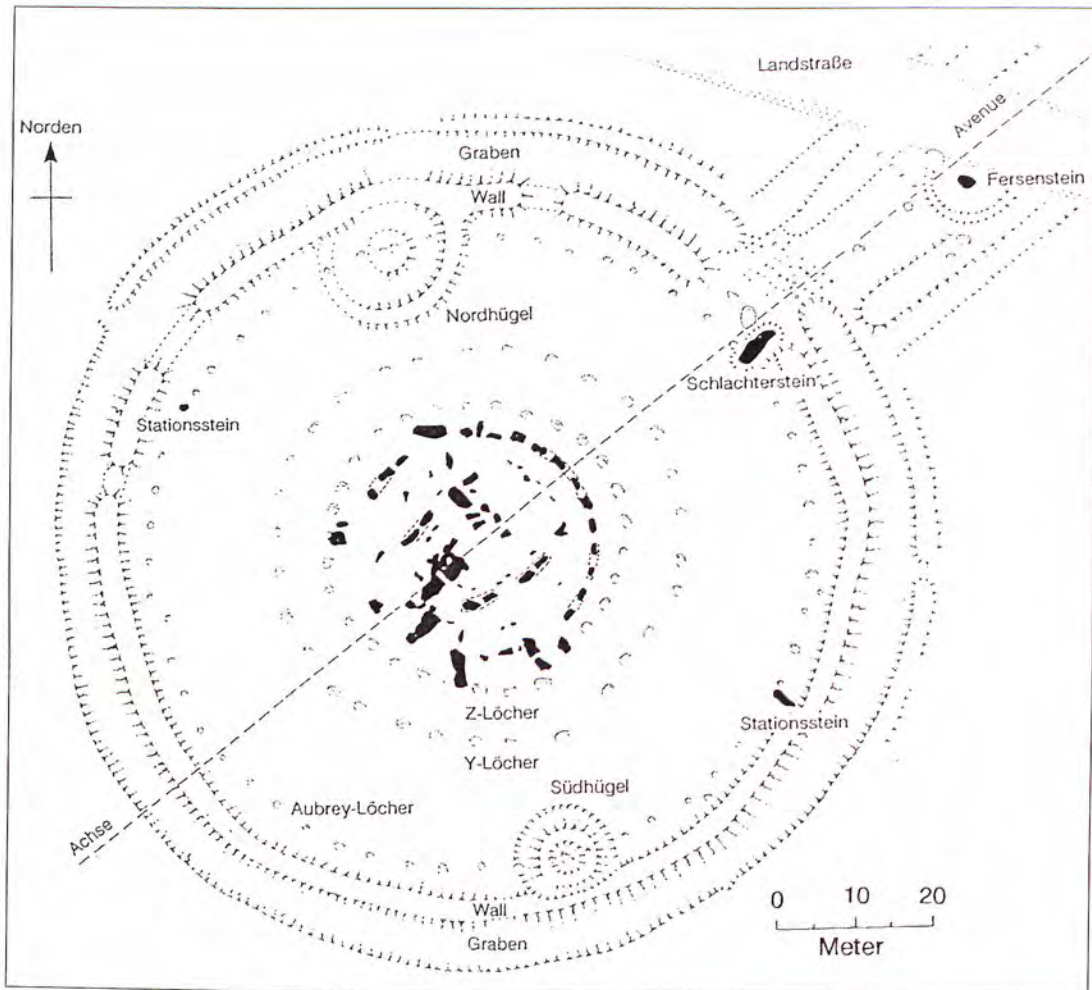
Lageplan der Georgenkirche mit eingezeichneten Sonnenstrahlen. Zeichnung: G. Bodini

... und das Lichtlein von St. Georg

Auf dem abschüssigen Felsrücken der Georgenschlucht über Kortsch befand sich eine mehr als 3000 Jahre alte Siedlung aus der Bronzezeit, etwa 1300 bis 1200 Jahre vor Christus. Das Gelände war dicht verbaut mit Hütten, deren Wände korbartig geflochten und mit Lehm verstrichen waren. Neben zahlreichen Feuerstellen wurden ein kleines Bronzemesser, Reste einer Keramikette, eine Spinnwirtel, also ein quirlförmiger Spulenring zum Spinnen, gefunden. Die Siedlung war seitlich durch die steil abfallenden Felsflanken und nach oben hin durch eine starke Mauer geschützt. Die in der Nähe befindlichen Niederlassungen Rossladum und Valmutz ergänzten das Verteidigungssystem. Hier wurden verbrannte Tierknochen und

Schlacken gefunden.

Vom Fenster meines Arbeitszimmers aus Schlanders kann ich täglich das Gemäuer dieser kleinen Kirche betrachten und ich verfolge das ganze Jahr über genau den Sonnenaufgang. Dabei bin ich zur Überzeugung gekommen, daß dieser Bau neben seiner kirchlichen Aufgabe noch zu etwas anderem diente und zwar als Kalender und als Sonnenuhr. Tatsächlich vereinigen sich die Strahlen zweimal im Jahr und zwar bei der Wintersonnwende am 21. Dezember und beim tagnachtgleichen 21. März und treffen sich genau in der nordwestlichen Ecke. Die beigelegte Skizze verdeutlicht diesen Zusammenhang, der übrigens auch bei anderen Sakralbauten, nachweisbar ist. Dadurch wird

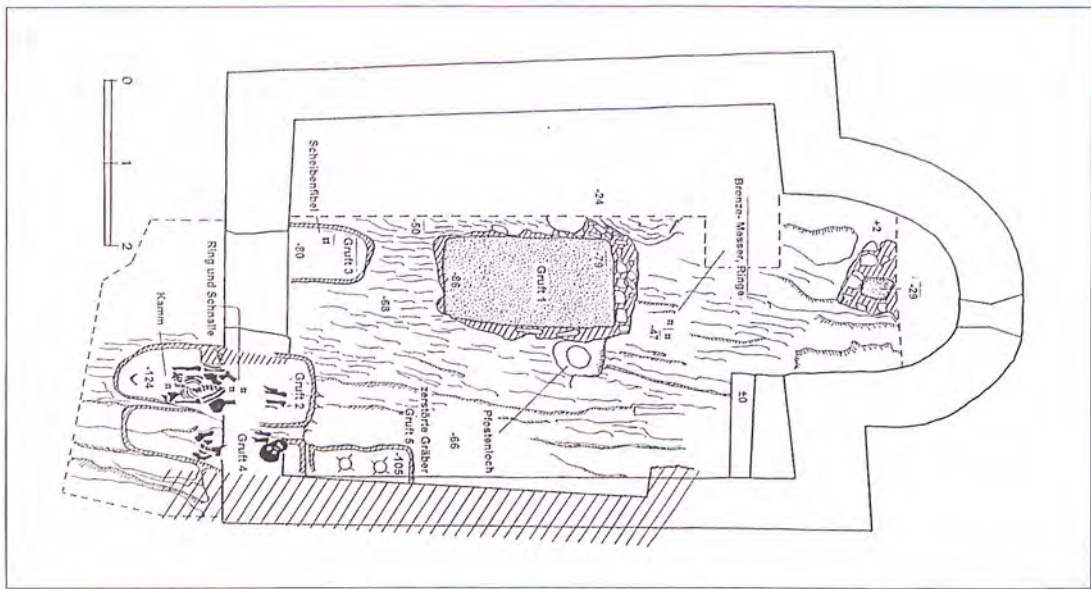


Stonehenge (Südengland) war sehr wahrscheinlich ein Tempel. Möglicherweise diente das sakrale Areal der Sonnenanbetung, da man exakt den Sonnenaufgang und den Sonnenuntergang zum Mittsommer und zum Mitwinter bestimmen konnte. Auch Mondauf- und Monduntergang konnten mit Hilfe der Anlage berechnet werden.

auch die Lage der beiden Fensteröffnungen, die möglicherweise durch die Restaurierung eine leichte Veränderung erfahren haben, verständlich, zumal sonst ihre asymmetrische Lage keinen Sinn ergibt. Auf der Achse des Apsisfensterchens liegt auch das Reliquengrab. Es kann also angenommen werden, daß die so geleiteten Sonnenstrahlen die

wieder steigende Sonne bei Winterbeginn und die Tagnachtgleiche bei Frühlingsbeginn genauestens angezeigt haben. Dabei wurden die für die bäuerliche Welt so wichtigen Daten und noch weitere astronomische Beobachtungen festgehalten und dienten zur Erstellung eines brauchbaren Kalenders.

Hans Nothdurfter



Kortsch: Grundriss der St. Georg-Kirche

St. Georg

St. Georg ist das Kostbarste, was ich je gegraben habe - ein bescheidener Bau, Ruine in exponierter Lage in den Felsen, die Grabung eher eine Sondage, meist zwischendurch an einzelnen Tagen, aber bestens unterstützt von Freiwilligen der Fraktion Kortsch und der Forstbehörde und - mit datierten Funden. 1400 Jahre steht die Kirche da oben, fast schon ein Wunder. Einen kleinen Teil ganz am Anfang ihrer Geschichte konnte die Grabung ans Licht bringen.

Die Lage auf 1034 m Höhe in den Felsen über Kortsch ist das Besondere an der Kirche. Zwischen zwei Schluchten, dem Wildgraben "Untere Valmütz" und dem "Jörgental", steigen die Felsen etwa 200 m steil an, dann springt eine Felskante vor. Auf dieser liegt die Kirche. Im Westen führt gerade noch der Weg zu den Sonnenberger Höfen vorbei, östlich der Apsis rutscht Terrain ab, sodaß man nicht um sie herumgehen kann. Südseitig ist eine Stützmauer vorgesetzt.

Über der Kirche dehnt sich mäßig geneigtes Areal nach Osten aus und steigt dann, sich verschmälernd, in Terrassen und Stufen steil an, bevor es in einer vorspringenden Felskuppe endet. Auf halber Höhe der Kuppe ist bergseitig der Rest einer Abschnittsmauer zu sehen, randlich an der Kuppe führt der Weg vorbei. Von allen Verebnungen liegen bronzezeitliche Funde vor, aber auch Keramikbruchstücke und Lavezscherben, die an die Spätantike oder das Frühmittelalter datiert werden können.

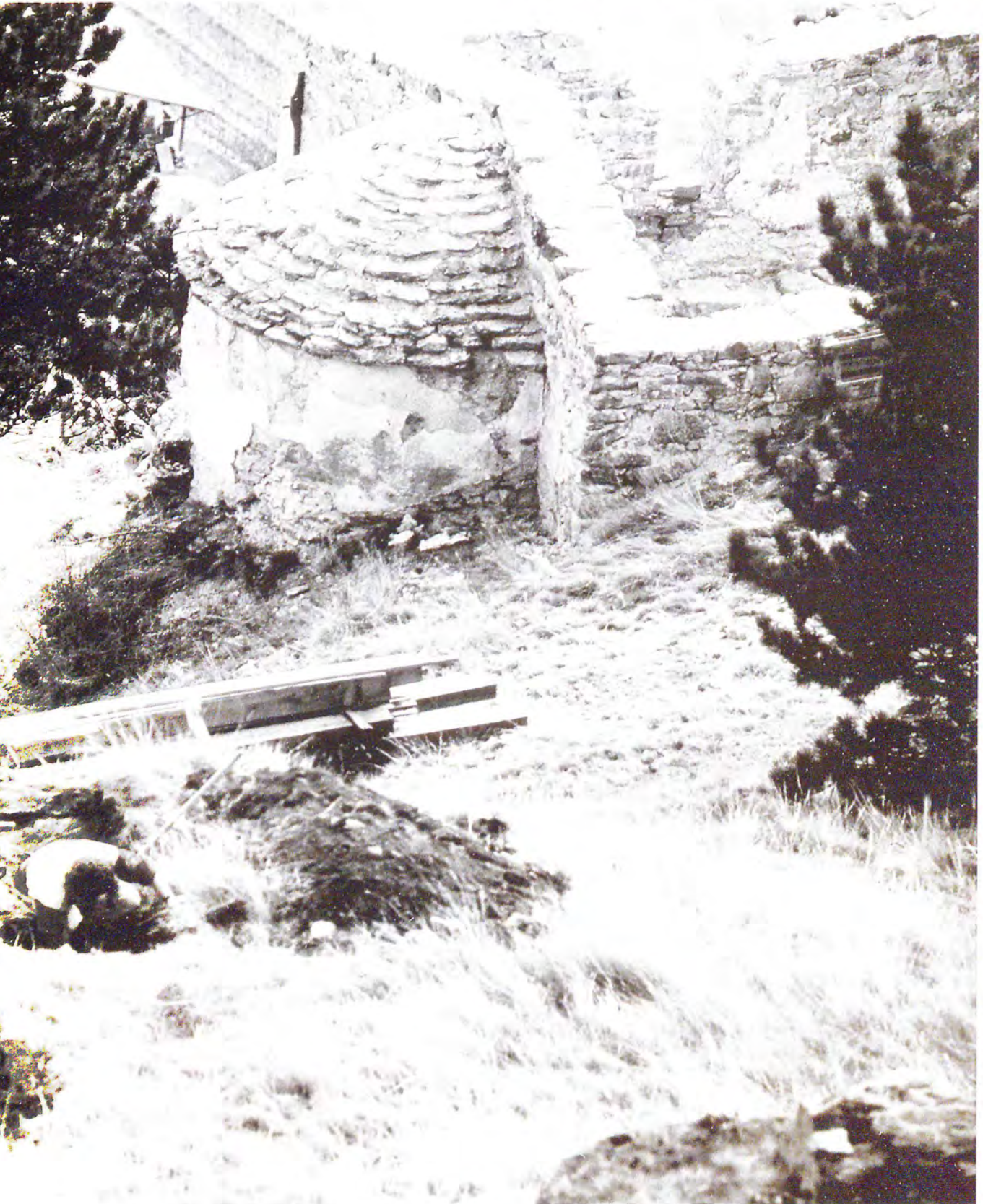
Was späte Bronzezeit und frühes Mittelalter hier suchten, ist schwer zu sagen. Bergbau ist für die Bronzezeit möglich. Mit der in günstiger Lage aufragenden Pyramide von Rossladum und mit Valmütz bildet St. Georg eine Dreiergruppe kleiner Dörfer mit ganzjährig fließender Quelle, uneinnehmbar für jeden Feind. Sie beherrschen Bergbau und sommerliche Hochweiden, zudem einen Übergang in das Ötztal, der

über Talatsch führt, von wo es einen Weihefund des 7. Jahrhundert v. Chr. gibt. Aus dem Ötztal aber gelangt man in das Inntal weiter. Für das frühe Mittelalter ist Bergbau möglicherweise auszuschließen, Wegesicherung vielleicht entscheidend. Der Platz ist absolut uneinnehmbar, und das wird schließlich für beide Perioden den Ausschlag gegeben haben. Aber was soll eine Kirche an diesem Platz?

Aus den schriftlichen Quellen wissen wir, daß die Kirche St. Georg um 1100 in der Hand der Edelfreien Ursin-Ronsberg war. Denn 1126 schenkte der edle Vogt Rupert von Ursin-Ronsberg die Kapelle St. Georg mit dem Finghof und einem Weinberg in Kortsch dem Benediktiner Stift Ottobeuren. Die Ursin-Ronsberg und Ottobeuren waren begütert im Inntal, im Ötztal und im Raum Meran, da konnte St. Georg als Zwischenglied am Verbindungsweg zwischen Inntal und Vinschgau durchaus von Vorteil sein. Als im 14. Jahrhundert sekundäre Verbindungswege ihre Bedeutung verloren, verkaufte Ottobeuren St. Georg samt Gütern, Eigenleuten und Rechten um 240 Gulden an Kloster Marienberg. Für das 17. Jahrhundert erfahren wir aus Urkunden, daß der Kaplan der Ingenuinkirche am Ladurner Hof in Schlanders, später der Kaplan der Spitalkirche in Schlanders mit den Gottesdiensten in St. Georg beauftragt war und daß der Mesnerdienst vom Fontanatschhof versehen wurde. 1786 wurde die Kirche unter Kaiser Josef II. geschlossen, 1798 versteigert. Die Ruine ist heute im Besitz der Fraktion Kortsch.



Ausgrabungen bei St. Georg im Jahre 1996. Foto: G. Bodini



Der Baubestand spiegelt die Geschichte der Kirche, wie sie aus den Quellen hervorgeht.

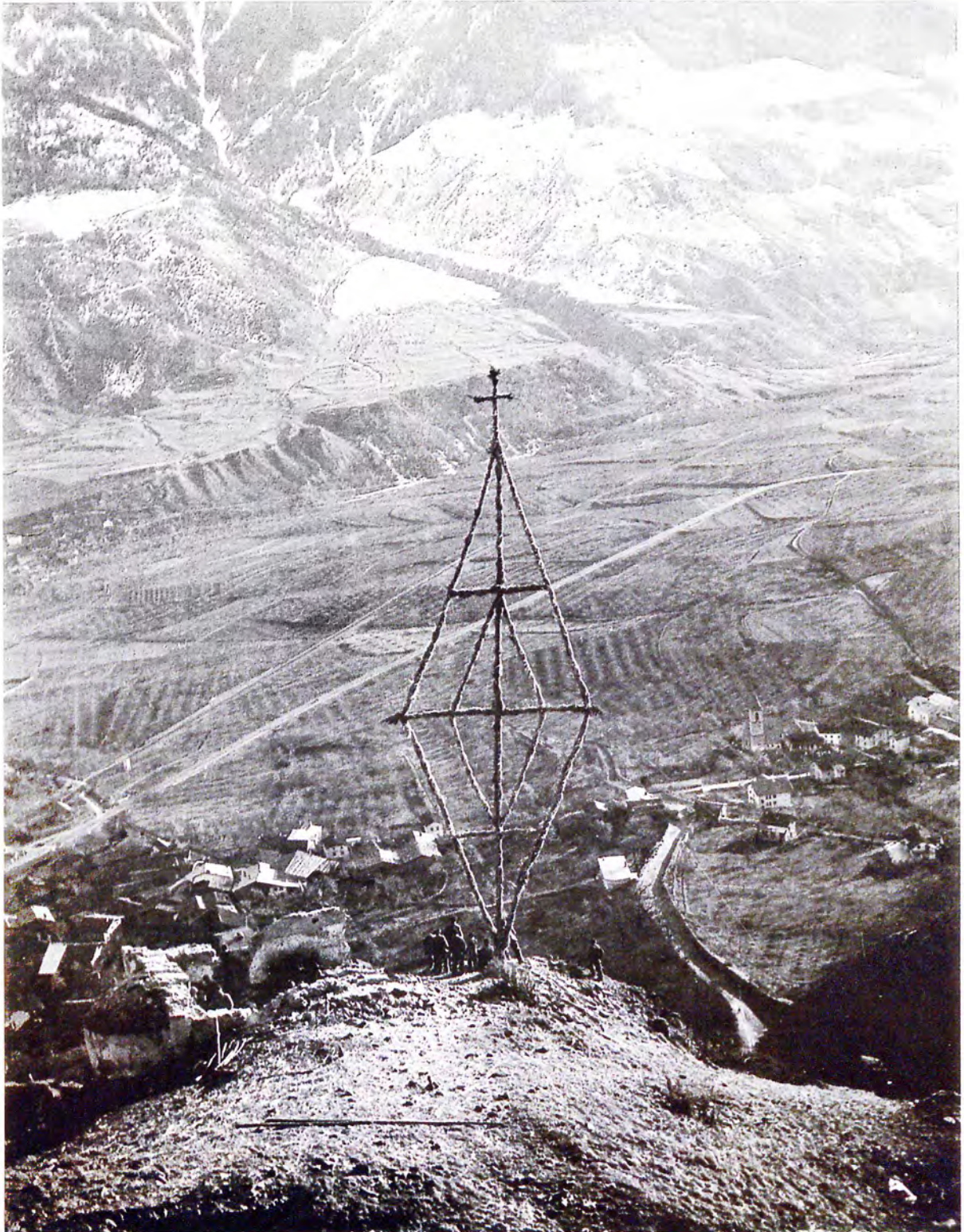
Der Rechteckbau mit eingezogener Apsis stammt etwa aus der Zeit der Erstnennung. Das Mauerwerk zeigt keine Eckquaderung. Die plattig liegend verwendeten Steine und die Mauerstärke von ca. 0,63 m weisen in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die Apsis ist etwas stärker gemauert, aber kaum meßbar, sie könnte in das 10. oder 11. Jahrhundert datierbar sein. Der Estrich mit dickem Steinpflaster war möglicherweise eine erste Maßnahme von Marienberg. Denn unter dem Estrich fanden sich Spuren des ursprünglichen Holzfußbodens, in dem sechs Münzen aus der Zeit von 1180 bis 1300 verlorengegangen waren. Diese erlauben die Datierung des Estrichs ab 1300 oder später. In der Apsis an der Triumphbogenwand und an der Nordwand des Schiffes haben sich Reste gotischer Malereien von etwa 1400 erhalten. Steinerne Sitzbänke entlang der Längsmauern und zwei Seitenaltäre kamen als Ausstattung hinzu. In der Apsis ist anstelle des fehlenden Altares ein Bildstock aufgemauert. Es stammt wohl aus der Zeit nach Schließung der Kirche. Als die Fraktion Kortsch 1994 daranging, die Kirche vor gänzlichem Verfall zu retten, war die Apsiskolotte eingestürzt, die Südmauer hing 60 cm nach draußen, die Westmauer fehlte ganz.

Während Freiwillige der Fraktion die Apsis aufmauerten, mit den alten Steinplatten wieder eindeckten und die Südmauer mit Verschalung und Flaschenzug ins Lot brachten, beschränkten sich die archäologischen Arbeiten 1995 auf das Ausräumen des Bauschutts und auf das Ausnehmen der Fehlstellen im mittelalterlichen Estrich. Dabei stießen wir in der Mitte der Kirche auf eine

gemauerte Gruft mit verwühlten Bestattungen sowie, östlich anschließend, auf den planierten Felsen mit den Resten einer spätbronzezeitlichen Hütte. Im Jahr darauf war der Estrich, nun nicht mehr durch Bauschutt abgedeckt, durch Ziegen demoliert, sodaß er 1996 zu zwei Drittel entnommen werden mußte. Dabei fanden wir vor dem aufgemauerten Bildstock der Apsis eine ausgemörtelte Reliquendeponie im Felsen. Im Süden und im Westen der Kirche, teilweise unter der Westmauer, kam eine Reihe von Gräbern zutage, die in ausgeschlagenen Felswannen gelegt waren. Beim Freispachteln der Skelette an der Südmauer stießen wir erstmals auf die Vorgängerkirche: Unter der heutigen Südmauer verlief, durch eine Erdschicht getrennt, die Südmauer des Vorgängerbaues. Vor der Stufe des rechten Seitenaltares war gerade noch der Absatz eines Einzuges oder Bogens erkennbar. Im Westen ließ sich die Mauer bis hinter die heutige Westmauer verfolgen. Beim Freilegen von Grab 3, einer Felsvertiefung ohne besondere Zurichtung unter dem heutigen Eingang, fand sich kein Skelett, aber eine silberne Preßblechfibul mit bronzener Bodenplatte. Und als wir am allerletzten Tag das Skelett aus Grab 2 entnahmen, kam im Brustbereich ein Knochenkamm zutage, aus den im Beckenbereich übereinandergelegten Händen ein goldener Ring und darunter eine bronzene Gürtelschnalle.

Für St. Georg war damit eine Vorgängerkirche mit Gräbern erfaßt. Aufgrund der Befunde ist die Vorgängerkirche mit etwas nach Westen verschobenem Schiff und längerem Altarraum zu rekonstruieren. Der in der Südmauer beobachtete Einzug wird als Abgrenzung von Schiff und Chor inter-

Scheibenschlagen auf St. Georg, im Hintergrund die Ruine der Kapelle. Foto: J. Schgör um 1950 aus Arunda Nr. 3 - Sonnenberg.



pretiert. Wenn man von diesem Mauereinzug im Osten ausgeht und die Gräber im Westen mit einbezieht ist die Länge des Schiffes auf 6,10 m zu berechnen, die Breite von 4,20/440 m stimmt mit der Breite des heutigen Schiffes überein. Die Tiefe des Altarraumes ist aufgrund der Lage der Reliquiendeponie mit 3,20 m ab Einzug der Südmauer anzunehmen. Über das Aussehen des Altarraumes und den Ostabschluß ist nichts bekannt. Die Reliquiendeponie ist in den Felsen eingetieft und ausgemörtelt: 0,30 x 0,24 m groß, Tiefe 0,27 m. Solche Reliquiendeponien sind in sehr wenigen Beispielen bekannt, einmal aus Säben, und zeitlich vorerst um 600 - 700 einordenbar.

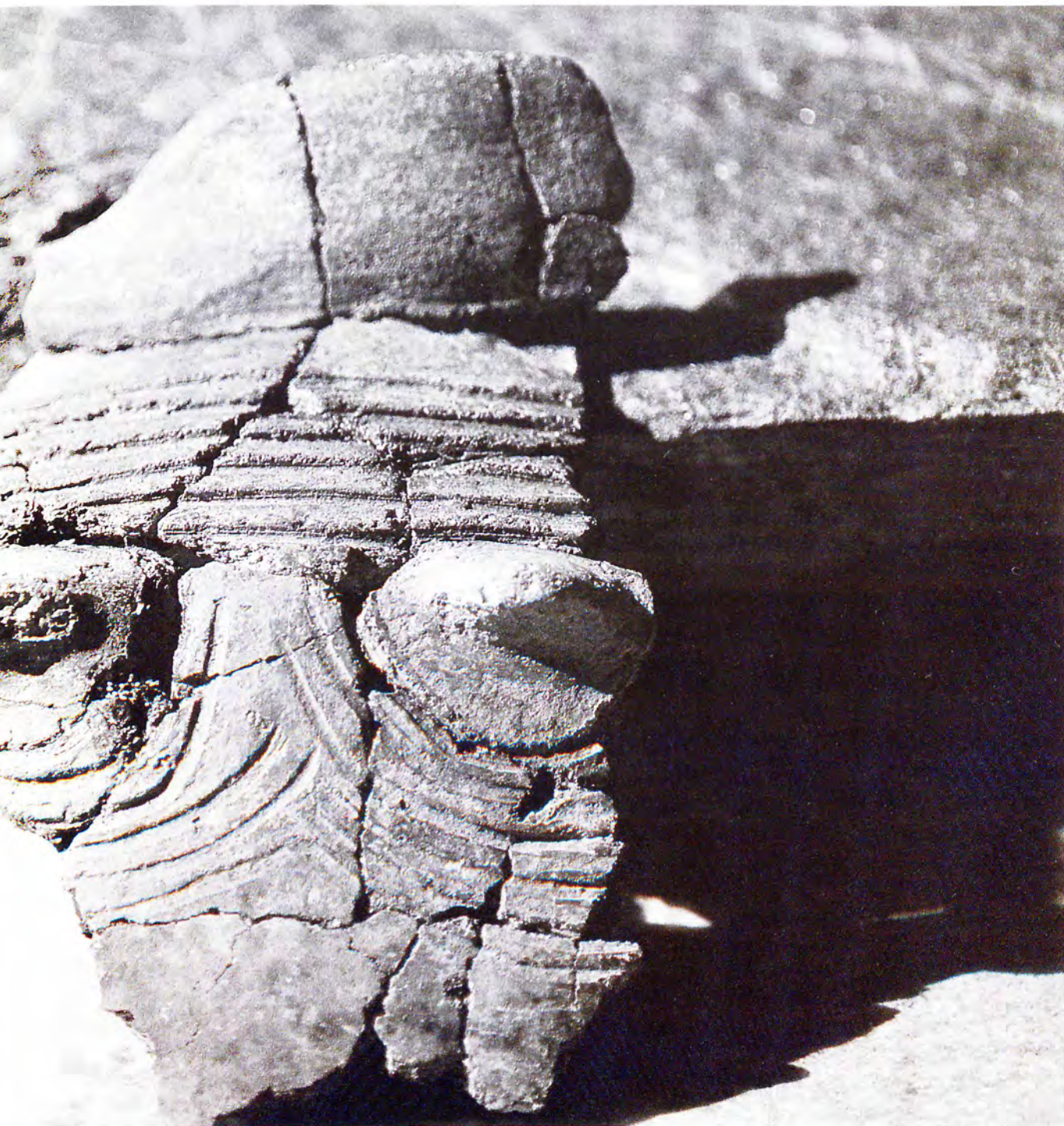
Knapp westlich der Chorabgrenzung ist eine Gruft von 1,95 x 1,05 m aus dem Felsen gemeißelt. Boden und Wände sind mit Mörtel ausgekleidet, in dem Ziegelsplitt enthalten zu sein scheint. Die Grabsohle liegt nur 0,55 m unter dem mittelalterlichen Estrich, bei dessen Einbringung die Gruft offenbar gestört wurde. In der Gruft fanden sich verwühlte Skelettreste von einem oder zwei Individuen, keine Beigaben, nur eine Lavezscherbe lag in der Verfüllung. Die Gräber im Westen benutzen größtenteils natürliche Felsvertiefungen, nur Grab 2 zeigt künstliche Zurichtung und nordseitig ein angestelltes Trockenmüerchen. Dieses Grab blieb als einziges beim Abbruch bzw. Neubau der Kirche ungestört, nur der Schädel war verlagert. Die Beigaben befanden sich in originaler Lage.

Die Grabbeigaben, vor allem der qualitätvolle Ring und die Scheibenfibel, lassen sich zur Datierung der Gräber heranziehen.

Der Ring aus Grab 2 gehört zu einer Art von goldenen Ringen, die im ganzen 7. Jahrhundert in reichen



Kortsch, St. Laurentius-Kirche. Tonscherben Laugen-Melaun (1200 - 1000 v. Chr.). Foto: G. Bodini



Gräbern sowohl südlich als auch nördlich der Alpen vorkommen. Anstelle der Schmuckscheibe erscheint häufig eine Münze oder ein Siegel, die seitliche Dreikugelzier ist charakteristisch. In unserem Falle stammt die Schmuckscheibe von einem Körbchenohrring. Die Filigranverzierung um den Stein ist nahezu identisch an einem goldenen Ohrringpaar aus einem reichen Frauengrab im Palazzo Miniscalchi in Verona und aus den Gräbern 124 und 173 der großen Nekropole von Castel Tresino belegt. Körbchenohrringe dieser Art, sowohl in Gold als auch in Silber, datieren in das frühe 7. Jahrhundert. Damit ist der Ring von St. Georg zeitlich in das erste Drittel des 7. Jahrhunderts eingrenzbar. Das Futteral des Kammes paßt aufgrund eines Vergleiches aus Niederstotzingen Grab 38 in die gleiche Zeit, ebenso die Gürtelschnalle. Die Preßblechscheibenfibeln aus Grab 3 läßt sich über Vergleiche aus Kirchheim Schicht 4 in das späte 7. Jahrhundert datieren. Aufgrund dieser Funddatierung ist Grab 2 in das erste Drittel des 7. Jahrhunderts, Grab 3 gegen Ende des Jahrhunderts anzusetzen. Demnach wurde in St. Georg vom frühen bis in das späte 7. Jahrhundert bestattet, da das Hauptgrab, das ohne Beigaben und gestört angetroffen wurde, vorausgehen müßte.

Außer zur Datierung der Gräber lassen sich die Beigaben auch zur Interpretation der Kirche heranziehen. Dazu einige Überlegungen:

1. Im Falle von St. Georg kann keineswegs von außerordentlich reichen oder überdurchschnittlich qualitätvollen Grabbeigaben die Rede sein. Aber alle Vergleichsfunde zum Ring stammen aus reichen Grabzusammenhängen, die man üblicherweise als Adelsgräber bezeichnet. Und Beigaben aus Edelmetall,



Kortsch, St. Georg - Goldener Ring und Preßblechscheibenfibel, 7. Jahrhundert. Foto: G. Bodini



vor allem Gold, weisen die Bestatteten auf jeden Fall als Angehörige einer sozial hervorgehobenen Schicht aus.

2. Bestattungen einer sozial hervorgehobenen Personengruppe abseits des Dorffriedhofes wird als Absonderung einer Führungsschicht von der Dorfgemeinschaft interpretiert.

3. Bestattungen innerhalb einer Kirche drückt die Separierung in besonders starkem Maße aus und war von Anfang an Privileg des Adels. König Chlodwig baute nach 500 die erste Grabkirche in Paris. Denfränkischen Königen folgten bald die Großen des Landes, und ab 600 verbreitete sich die Sitte auch beim alemannischen und bayerischen Adel östlich des Rheins.

4. Unabhängig davon, ob die Kirche St. Georg bereits bestand oder ob sie eigens für die Bestattung erbaut wurde, - im 7. Jahrhundert diente sie als Grabkirche einer hochrangigen, wohl adeligen Familie.

5. Das 7. Jahrhundert ist die Zeit, in der sich nach dem Untergang der Ostgoten und zahllosen Kriegen die neue Herrschaft etablierte. Im Frieden von 590/591 war die alte Grenze auf der Linie Meran/Klausen bestätigt worden. Den Langobarden blieb das Gebiet südlich, die Franken waren Herren des nördlichen Gebietes seit 536/537. In ihrem Auftrag oder mit ihrer Duldung siedelten nach 590/591 Bayern dieses Gebiet auf. Die Aufsiedlung erfolgte nicht durch das Eindringen landhungriger Bauern oder durch Kriege, sondern durch die Besetzung von Herrschaftsstützpunkten. Der Bischofssitz Säben wurde wichtigster bayrischer Stützpunkt. Die neue Führungsschicht ist kurz nach 600 in den Gräbern faßbar und im Falle von zwei Frauengräbern eindeutig als bayerisch ausgewiesen.

6. St. Georg in Kortsch kann durch-

aus als Herrschaftsstützpunkt mit engerem Aufgabenbereich angesehen werden. Der Platz kommt einer Festung gleich. Von dieser strategisch günstigen Position aus konnte nicht nur der Verbindungsweg aus dem Inntal in den Vinschgau, sondern auch der mittlere Vinschgau kontrolliert werden. Von hier konnte Herrschaft ausgeübt werden. Der Amststräger mit seinen Leuten ist, nicht anders als in Säben, nur in den Gräbern faßbar. Nichts unter den Grabbeigaben weist hier auf Bayern. Aber im freisingischen Besitz um St. Johann ist bayerisches Herzogs- oder Fiskalgut indirekt erschließbar. St. Georg wäre demnach als bayrischer Herrschaftsstützpunkt zu verstehen.

Unbeantwortet sind bislang die Fragen nach der Erbauungszeit der Kirche selbst und nach der Funktion von zwei weiteren steingemauerten Bauten im Felsgelände von St. Georg. Für die Kirche könnte die Reliquiendeponie im Felsen in die Zeit nach 600 weisen, zumindest in spätantike Tradition, vielleicht auch der Ziegelsplitt im Mörtel der zentralen Gruft. War St. Georg ein Castrum, Stützpunkt oder Fluchtplatz in Zeiten der Gefahr? In einer noch vorhandenen Verwaltungsstruktur? Oder in der Hand eines früheren Klosters? Knapp oberhalb der Kirche und etwas nach Osten versetzt liegt unter der kargen Grasnarbe eine zweite Kirche, ein Rechteckraum von innen 4 x 2 m. Ein Triumphbogen, durch den Versturz in situ gesichert, trennte den größeren mörtelgemauerten östlichen Teil vom kleineren, in Trockenmauertechnik ausgeführten westlichen Teil. Der Altar, 1 x 1,10 m, aus ausgesuchten Steinen und randlich in Mörtel gesetzt, ist an die Ostmauer gestellt. Schwarze Erde und Steinplatten bilden den Boden. Trotz Siebens gibt es keine Funde.

Das Skelett eines Neugeborenen lag an der Stelle der abgestürzten Südwestecke.

Etwa 40 m von der Kirche entfernt liegt im Osten auf einer weiteren Hangverebnung Mauerwerk mit 60 cm Mauerstärke und der Meldung eines Grabes in den siebziger Jahren.

Die archäologischen Untersuchungen von St. Georg sind noch nicht abgeschlossen. Vielleicht findet sich die Antwort auf die noch offenen Fragen.

Kortsch, St. Georg - Bei den Ausgrabungsarbeiten 1996.
Seite 88: Bronzefunde aus Annaberg und Ganglegg. Fotos: G. Bodini







Silberne Reliquienpyxis mit feuervergoldeten Kreuz.

Archäologische Ausgrabungen auf dem Burghügel von Schloß Tirol

Die im Laufe der letzten Jahre anlässlich der Restaurierungsarbeiten der Burg an zahlreichen Stellen durchgeführten archäologischen Untersuchungen haben gezeigt, daß der Burghügel von Tirol ein außergewöhnliches archäologisches Fundareal darstellt.

Der mit Sicherheit wichtigste Fund stammt aus dem Jahr 1992, als bei den Aushubarbeiten für die Anlage eines Löschwasserbeckens am Südhang des Burgberges Reste einer Kirchenanlage nachgewiesen werden konnten.

Zahlreiche Funde belegen aber auch eine viel ältere Besiedlung des Burghügels: in die Kupferzeit datiert eine in sekundärer Fundlage geborgene Pfeilspitze, in die Bronze- und vor

allem in die frühe Eisenzeit eine beachtliche Anzahl von Keramikbruchstücken.

An zwei Stellen des Hügels konnten zudem Spuren von Trockenmauern festgestellt werden, die ersten Untersuchungen zufolge der Eisenzeit zuweisbar sind und vermutlich Reste "rätischer Häuser" darstellen.

Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist auch der Nachweis von kalzinierten Knochen, vereinzelter eisenzeitlicher Scherben und eines bruchstückhaften Glasarmreifens keltischer Tradition im Bereich der Kirchengrabung, die vermutlich auf einen durch spätere Eingriffe umgelagerten Brandopferplatz zurückzuführen sind. Sollte sich diese Inter-

pretation im Laufe der nächsten Grabungskampagnen bestätigen, wäre eine über Jahrhunderte hinweg andauernde Kultkontinuität dokumentiert.

In diesem Zusammenhang sei auch an die von Roschmann überlieferte Nachricht erinnert, derzufolge vom Burghügel von Schloß Tirol eine Statuette der Göttin Isis stammt.¹

Die Römerzeit ist am Burghügel von Tirol neben den schriftlich überlieferten Funden² zudem durch vereinzelte Streufunde aus der Kirchengrabung belegt. Ob die unterhalb des ältesten Kirchenbaus gelegene Mauer römerzeitlich ist - übrigens eine überaus interessante Hypothese - wird sich nur Verläufe der Ausgrabungen zeigen.

Die unmittelbar südlich der Vorburganlage von Schloß Tirol gelegene Kirchenanlage war seit seiner Auffindung im Jahr 1992 Gegenstand einer Reihe von Grabungskampagnen³. Im Rahmen dieser zeigte sich, daß die ursprünglich entdeckte Dreiapsidenkirche eine Reihe weiterer, zeitlich vom 5.-6.Jh. bis vermutlich ins 11.Jh. reichende Kultbauten überlagert.

Von der ältesten Kirche sind Teile der Ost - Süd- und Westmauer erhalten. Die Nordmauer der 6 x 10 m großen Aula zeichnet sich am Fußboden der darübergelegenen Dreiapsidenkirche ab und liegt auf der oben erwähnten, vermutlich römerzeitlichen Mauer auf. Es handelt sich um einen frühchristlichen Rechtecksaal dessen Entstehungszeit im 5. - 6. Jh. liegen dürfte.

Dieser erste Kirchenbau wurde kurz darauf mit einer halbrunden an die Längsmauern anschließenden Apsis versehen. (Tafel 2) Im Presbyterium befindet sich ein, ursprünglich unmittelbar bei dem im Zuge späterer Eingriffe entfernten Altar gelegenes und vorzüglich erhaltenes

Reliquiengrab. Zu der 1,20 m in den Boden eingetieften Reliquienkammer führen 2 unregelmäßig ausgeführte Stufen. An die Ostwand der Grabkammer schließt eine gewölbte Nische an, die durch eine horizontale Steinplatte gegliedert ist. Auf der Steinplatte befanden sich zum Zeitpunkt der Freilegung der Reliquiensarkophag, der die Reliquienpyxis mit den Reliquien enthielt. Dieser Typ von Reliquienkammer findet gute Vergleiche besonders in der frühchristlichen Kirche von Ampaß in Tirol und in der Kirche des 5. Jahrhunderts von Säben.

Die Nische war mit einer vertikalen Platte verschlossen, doch dieser Verschuß scheint auf eine spätere Phase zurückzuführen sein, da zwei Eisenhaken an der Fassade auf eine ursprünglich Verschußvorrichtung anderer Form hinweisen. Es ist nicht auszuschließen, daß die Reliquie ursprünglich zugänglich war. Die unregelmäßige Ausführung der zudem schrägen Trittflächen der Stufen, die in die Kammer führen, schließt aber ihre ständige Benutzung aus. Das Reliquiengrab wurde noch zu Lebzeiten der Kirche sorgfältigst mit Steinen und Mörtel und einer horizontalen Steinplatte versiegelt. Über den Grund dieses Vorgehens können bisher nur Spekulationen angestellt werden. Vergleiche aus dem Ostalpenraum zeigen aber, daß die Versiegelung von Reliquiengräbern der Regelfall war.⁴

Der Reliquienbehälter aus Marmor ist in Form eines Miniaturesarkophages gestaltet. Die Reliquienpyxis besteht aus Silber und ist mit einem feuervergoldeten Kreuz geschmückt. Die Pyxis weist Ähnlichkeiten mit einer Reihe von Beispielen aus dem 5. und 6. Jh. aus dem mediterranem Bereich auf und fin-

det ein genaues Vergleichsbeispiel in einem in Algerien (Henchir Telidjen) gefundenen Exemplar⁵.

Die Reliquie selbst bestand aus drei Stoffpäckchen, Knochenfragmenten, vermutlich Haaren und einer schwarzen pechähnlichen Masse, die in einen Stoff (Seide ?) eingehüllt waren. Gefunden wurden auch kleinste Spuren eines hellbraunen Materials, vielleicht Papyrus, mit Schriftzeichen; vermutlich eine Identifikationsurkunde der Reliquie. Diese Materialien werden zur Zeit naturwissenschaftlich untersucht.

Im Kircheninneren wurden auch Gräber angelegt. Eines der zwei am Beginn des Langhauses vor dem Presbyterium gelegenen Gräber war mit einer grob behauenen Schieferplatte abgedeckt, die eine dreizeilige Inschrift trägt. Der Inschriftenstein wird heute im Landesmuseum von Schloß Tirol ausgestellt. Die Lesung der Inschrift ist noch umstritten. Als Namen der Verstorbenen könnte das letzte Wort der Inschrift - Albada - betrachtet werden. Albrada oder Aldrata sind im 9. Jh. weit verbreitete Frauennamen. Andere interpretieren dieses Wort als Adjektiv (Albada) und vermuten als Namen der Verstorbenen Lobegena⁶. Unter der Steinplatte befand sich eine offenbar intakte Grabstruktur: ein von Steinplatten bedeckter Holzarg (50 x 30 cm), von dem sich noch geringe Reste erhalten haben. Es handelt sich offensichtlich um die Bestattung eines Kindes, wenn auch ein intaktes Skelett nicht mehr vorhanden war.

Die weiteren zwei Gräber waren geplündert und enthielten zum Zeitpunkt der Freilegung weder Knochen noch Beigaben.

Eine in die Mauer der späteren Dreiapsidenkirche eingefügte Marmorspolie könnte auf die architektonische Ausstattung dieser Kirche zu-

rückgehen.

Die im Herbst 1998 südlich des Kirchenschiffes in Angriff genommene Ausgrabungen haben das Vorhandensein eines Annexgebäudes bewiesen. Aufgrund der stratigraphischen Situation kann mit Vorsicht angenommen werden, daß diese Struktur zum ersten bisher nachgewiesenen Kirchenbau gehörte. Es ist jedoch auch nicht auszuschließen, daß das Annexgebäude auf eine noch ältere Phase zurückgehen könnte.

Die Apsidenkirche wurde vermutlich in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts durch eine 14,5 m lange und 9 m breite Dreiapsidenkirche überbaut.⁷ (Tafel 3)

Im Laufe dieser Neugestaltung wurden die Nordmauer und der Apsidenbereich der älteren Kirche abgetragen. Die Westmauer wurde in Richtung Norden verlängert, der Eingang aber beibehalten, wodurch er in einer exzentrischen Position zu liegen kam. Bisher nicht systematisch erfaßte, an die Westmauer anschließende Mauerreste lassen auf das Vorhandensein eines Atrium oder Narthex schließen.

Die Kirche ist durch außen gerade ummantelte Apsiden charakterisiert. Die Chorschranke wurden zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Erweiterung des geosteten Presbyteriums nach Westen hin versetzt. Einige Bereiche der Kirche, besonders die Westmauer, müssen mit Fresken geschmückt gewesen sein, davon zeugen Bruchstücke in einem Abbruchhorizont.

Das Vorhandensein einer plastischen Ausstattung der Dreiapsidenkirche scheint durchaus wahrscheinlich; es ist zudem nicht völlig auszuschließen, daß gewisse als Spolien identifizierte Elemente des Burkapellenportals aus der Dreiapsidenkirche stammen.⁸

Die Nutzung des Kirchenbaues scheint kein gewaltsames Ende genommen zu haben; zumindest wurden keine auffallenden Brandspuren gefunden.

Es konnte hingegen eindeutig eine spätere Wiederbenutzung des Baus nachgewiesen werden, die sich in Form sehr groben von Ausbesserungsarbeiten zeigt, vor allem im Eingangsbereich und an der talseitigen Mauer, die in der Zwischenzeit abgesunken war. Zur Einebnung des Fußbodens wurde eine Schicht Erde eingebracht. Eine große Grube, genau in der Mitte des Kirchenschiffes, diente aller Wahrscheinlichkeit dazu die Stütze eines Holzdaches aufzunehmen. Die Erde, die zur Einebnung des Bodens verwendet wurde, enthielt Kleinfunde darunter Kermikbruchstücke, die eine Datierung dieser Phase in das 11. Jahrhundert vermuten lassen.⁹

In dieser Wiedererrichtungsphase waren die Altäre noch vollständig erhalten, so daß eine Nutzung dieses Gebäudes als Kultbau auch in dieser Phase angenommen werden kann.

Zu einem noch späteren Zeitpunkt wurde die Kirche profaniert, die Apsidenmauer teilweise abgetragen, doch besonders der westliche Teil des Kirchensaal scheint noch in irgendeiner Form in Gebrauch gewesen zu sein. Auf diese Phase geht ein Begehungsniveau im Inneren der Kirche mit einigen Feuerstellen zurück.

Klar am Ende sind die Hinweise auf eine systematische Abtragung und Plünderung der Mauern zur Gewinnung von Baumaterial. Der Zeitpunkt dieser Abtragung fällt vermutlich mit der Erbauung von Schloß Tirol zusammen, die neueren Untersuchungen zufolge in das Ende des 11. Jahrhundert datiert wird.¹⁰

In einer noch späteren Phase wurde

parallel zur bergseitigen, zu diesem Zeitpunkt bereits bis zu den Fundamenten abgetragenen Langhausmauer der Kirche ein tiefer Graben angelegt, der vermutlich mit der Errichtung der noch heute z.T. erhaltenen Vorburg in Zusammenhang steht, die nach den neuesten Studien zur Baugeschichte des Schlosses in die dritte Bauphase der Burg (zwischen 1174 und 1300)¹¹ fällt.

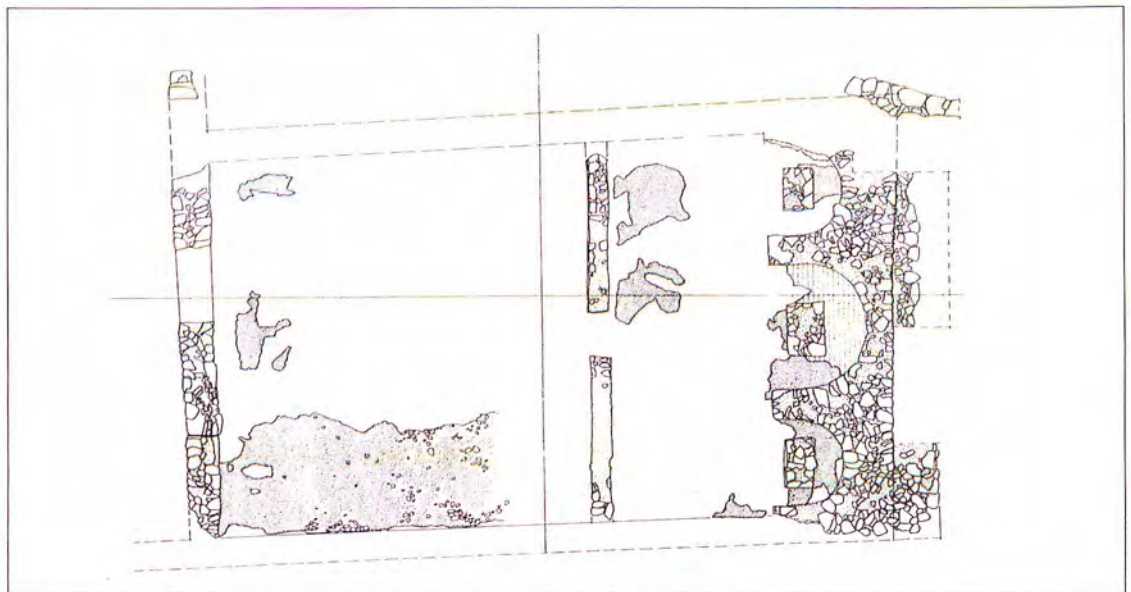
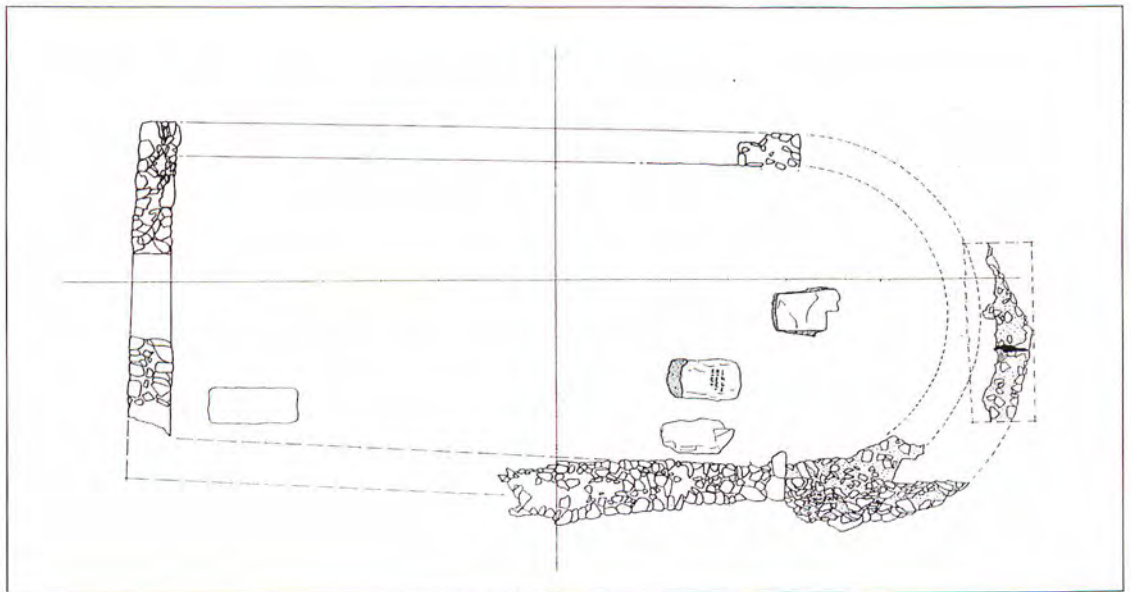
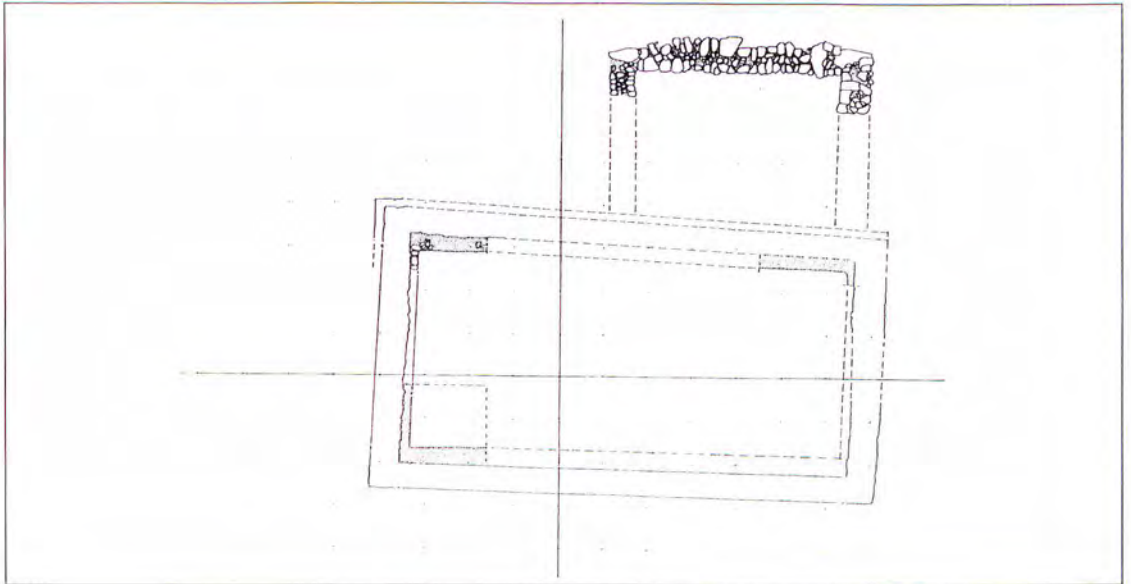
In der Folgezeit wurde das Kirchenareal aufgegeben und im Laufe der Jahrhunderte lagerten sich einige Meter hohe Schichten von Hangschuttmaterial ab.

Als Entstehungszeit der Dreiapsidenkirche möchten wir die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts vorschlagen. Das Erdmaterial, mit welchem bei der Errichtung der Dreiapsidenkirche das im westlichen Teil der älteren Apsidenkirche gelegene Grab aufgefüllt wurde, enthielt Funde aus dieser Zeit.¹²

Betreffend eine historische Wertung der archäologischen Reste, glauben wir annehmen zu können, daß der älteste Kirchenbau vom Hügel von Schloß Tirol in Zusammenhang mit einem spätantiken /frühmittelalterlichen Castrum stand.

Verschiedene am Burghügel nachgewiesene Reste von Profanbauten könnten ebenfalls zu einer befestigten Siedlung gehören.

Erwähnenswert in diesem Zusammenhang sind schriftlich überlieferte Nachrichten denen folge "beim Schloße Tyrol" eine Goldmünze des Valens und in Dorf Tirol unter anderen eine Goldmünze des Justinian gefunden wurden¹³ sowie der Fund einer Stilusnadel am Burghügel¹⁴. In nur 200m Luftlinie von der Kirche am Hügel von Schloß Tirol bestand etwa zur gleichen Zeit die Kirche von St. Peter in Gratsch, die gleich wie jene von Schloß Tirol ein Reliquiengrab auf weist. Eine inter-



essante Erklärung für das gleichzeitige Bestehen zwei verschiedener Kirchen in so unmittelbarer Nähe, wurde unlängst von Franz Glaser¹⁵ in den Raum gestellt, wonach eine der Kirchen auf die arianischen Ostgoten zurückgeführt werden könnte.

Mehrere hundert Meter in Luftlinie entfernt liegt das in den schriftlichen Quellen mehrmals erwähnte Castrum Maienese, dessen Lokalisierung zuletzt im Bereich der Altstadt von Meran und der Zenoburg vermutet wurde¹⁶. Hier mußte im 6. Jh. die Grenze zwischen dem fränkischen und langobardischen Machtbereich verlaufen, im 8. Jh. zwischen dem bairischen und langobardischen. Das zur gleichen Zeit bestehende Castrum von Schloß Tirol stand mit Sicherheit in Verbindung mit Castrum Maiense, welche Art von Abhängigkeit aber bestand, entzieht sich unserer Kenntnis.

Ab dem 8. Jahrhundert stellte die Kirche von Schloß Tirol vermutlich eine Eigenkirche des bairischen Adels dar. Auf dem Burghügel hatte sich aller Wahrscheinlichkeit nach bereits zum damaligen Zeitpunkt eine herrschaftliche Persönlichkeit seinen Herrensitz errichtet.

In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts wurde über der frühmittelalterlichen Kirche die Dreiapsidenkirche erbaut. Was sich hinter diesem architektonischen Wandel verbirgt, kann vorerst nicht nachvollzogen werden. Wir möchten in diesem Zusammenhang an die Überlieferung erinnern, wonach sich vor der Errichtung der Burg auf dem Hügel ein Benediktinerinnenkloster befand, das bei der Errichtung der Burg zerstört wurde. Adelheid, Gräfin von Tirol, Tochter Alberts III. soll später das Kloster Steinach gegründet haben um die frevelhafte Tat wieder gut zu machen¹⁷.

Anhand der hier vorgelegten Resultate liegt es nahe anzunehmen, daß die im Mittelalter weitgehend bekannte historisch-politische Bedeutung des Burghügels ihre Wurzeln in einer viel älteren Zeit hat. Der am Rande des Meraner Beckens in strategischer Position gelegene Hügel spielte schon in früherer Zeit bei der Besiedlung des Etschtales eine bedeutende Rolle.

Fußnoten

- 1) Roschmann 1757.
- 2) Hormayr's Archivs für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst 1826, 400. Z. Ferd. 1826 (1827), 19.
- 3) Die Grabungen wurden unter wissenschaftlichen Konsulenz von Rudolf Sennhauser durchgeführt.
- 4) Glaser, 1997, 245-246.
- 5) Buschhausen 1971. Wir glauben annehmen zu können, daß dieser kostbare Gegenstand zu einem Zeitpunkt in unser Gebiet gelangte, als die politische Einheit des italischen Raumes und seine engen Beziehungen zur mediterranen Welt noch bestanden also vor der am Ende des 6. Jh.'s erfolgten langobardischen und bairischen Landnahme.
- 6) Freundliche Mitteilung Prof.Dr. Rudolf Sennhauser und Dr. Hannes Obermair.
- 7) Allgemein zu den einschiffigen Kirchen mit drei Apsiden: Oswald/Schäfer/Sennhauser 1966; Sennhauser 1979; Steinmann/Brodbeck 1939; E. Pöschel 1954; O. Schäfer/R. Sennhauser 1966; Sennhauser

1979; Rüber Schütte 1992; Idem 1993. ; Alpago Novello 1969.

8) Vgl. Seebach 1995.

9) Es war in den letzten Jahren möglich einen Keramikkomplex aus einem ergrabenen Haus aus Bozen (Walterplatz 1984) zu publizieren (Dal Ri 1991, 254). Es kann im 10. bis 11. Jh. angesetzt werden. Das keramische Material aus dem Wiedererichtungshorizont von Schloß Tirol scheint dem genannten Komplex sehr ähnlich zu sein. Nicht ganz unähnlich sind auch einige Fragmente aus der Verfüllung von Grab 3, das von allen drei Estrichen der Dreiapsidenkirche versiegelt wurde und so älter als diese sein müssen. Eine weitläufige Datierung in diese Zeit kann aber auch anhand architektonisch-typologischer Überlegungen erfolgen (Angabe von Herr Sennhauser).

10) Nicolussi 1995, Erhard 1995, 64-67 (daneben M. Bitschnau und W. Hauser 72-73).

11) Erhard 1995, 64-67; M. Bitschnau und W. Hauser 1995 72-73.

12) Dal Ri 1991.

13) Hormayr's Archivs für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst 1826, 400. Z. Ferd. 1826 (1827), 19.

14) Freundliche Mitteilung Stefan Demetz

15) Glaser 1997.

16) Dal Ri/Rizzi 1995, 89-90;

17) Mayr 1899/186.

Literaturliste

Buschhausen, H., 1971, Die spätromischen Metallserinia und frühchristlichen Reliquiare, "Wiener byzantinische Studien", 9, Wien
Dal Ri, L., 1989(91), Gli edifici medievali dello scavo di Piazza Walther a Bolzano, Bolzano dalle origini alla distruzione delle mura, Atti del Convegno Bolzano aprile 1989, pp. 245-303

Dal Ri, L., Rizzi, G., 1995, Il territorio altoatesino alla fine del VI e nel VII secolo d.C. Città, castelli, campagne nei territori di frontiera (secoli VI e VII), 5° Seminario sul Tardoantico e l'Altomedioevo nell'Italia centrosetentrionale, Monte Barro-Galbate (Lecco) 9-10 giugno 1994, Documenti di Archeologia, 6, pp. 87-113

Erhard, B., 1995, Zur Baugeschichte von Schloß Tirol. Zu einer Zusammenfassung, Eines Fürsten Traum. Meinhard der II. Das Werden Tirols. Tiroler Landesausstellung, pp. 64-67

Glaser, F., 1996, Kirchenbau und Gotenherrschaft. Auf den Spuren des Arianismus in Binnenorikum und in Rätien II, in: "Der

Schlern" 70, fas. 2, pp. 83-100

Glaser, F., Reliquiengräber - Sonderbestattungen der Spätantike, Arheoloski Vestnik 48, 1997, 231-246

Hormayr, K., Hormayr's Archivs für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst 1826, 400.

Mayr, M., 1899, Die Erbauung des Schlosses Tirol und die Gründung des Klosters Steinach bei Meran, in "Zeitschrift des Ferdinandeums", 43, pp.181-213

Nicolussi, K., 1995, Schloß Tirol - Dendrochronologische Erkenntnisse zur Baugeschichte. Jahrringe von Hölzern als neue Geschichtsquelle. Eines Fürsten Traum. Meinhard der II. Das Werden Tirols. Tiroler Landesausstellung, pp. 74-78

Orgler, F., Verzeichnis der Fundorte antiker Münzen in Tirol und Vorarlberg, in Zeitschrift des Ferdinandeums 22, 1878

Oswald, F., Schäfer, L., Sennhauser, H.R., 1966, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Anfang der Ottonen, Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte 3, München
Roschmann, A., 1756, Inscriptiones et alia diversi generis romana per omnem Tirolim monumenta (Manoscritto inedito)

Seebach, G., 1995, Die romanischen Portale auf Burg Tirol - Eine bauhistorische Untersuchung, Eines Fürsten Traum Meinhard der II. Das Werden Tirols, Tiroler Landesausstellung, pp. 79-92

Sennhauser, R. H., 1979, Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätens, Von der Spätantike zum frühen Mittelalter, (a c. d. J. Werner), Vorträge und Forschungen, 25, Sigmaringen, pp. 193-218

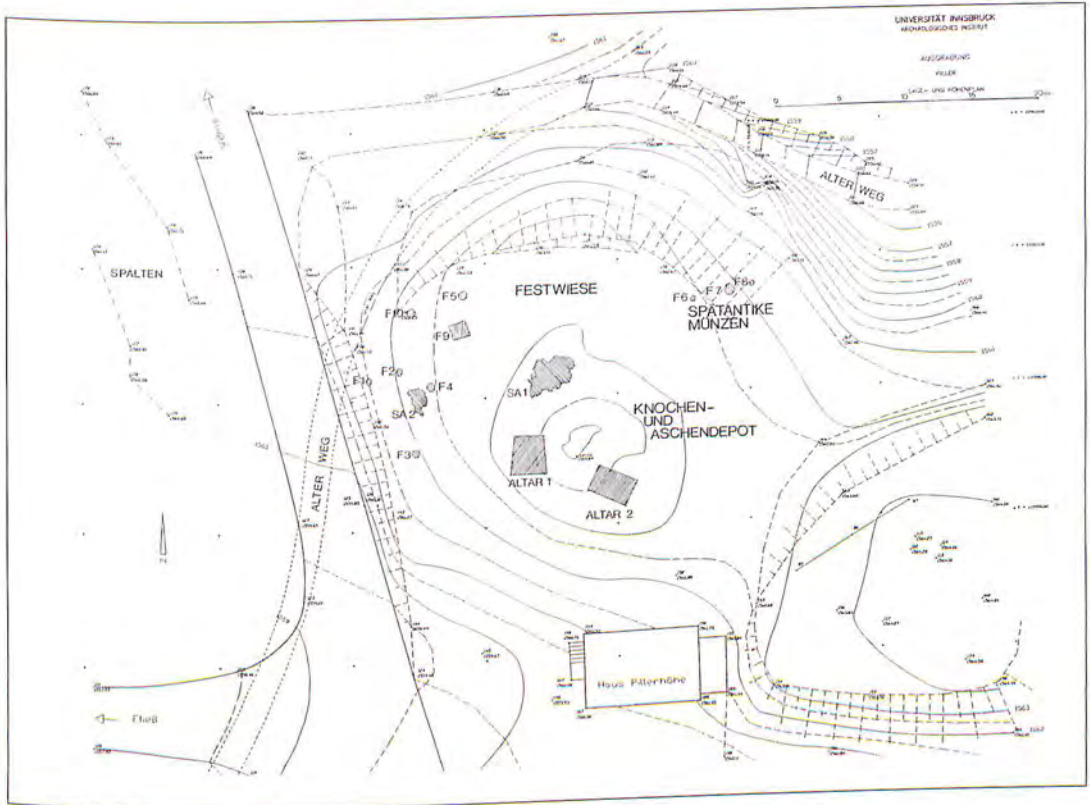
Sennhauser, R.H., 1996, Die Klosterbauten - eine Übersicht in Münstair, Kloster - St. Johann, Vol. I zur Klosteranlage Vorklösterliche Befunde, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH/ Zürich, Vol. 16.1, pp. 15-65

Steinmann-Brodbeck, S., 1939, Herkunft und Verbreitung des Dreiapsidenchores, in: "Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte" 1, 65-95

Bild Seite 96: St. Stephan Burgeis - Beschläge einer vierteiligen Gürtelgarnitur. In den gerahmten Zierfeldern sind schlangenartig dünne, stilisierte Tierkörper zu erkennen.

Foto: G. Bodini





Heiligtum Pillerhöhe, Lage- und Höhenplan. Zeichnung: K. Winkler.

Das antike Heiligtum auf der Pillerhöhe

Das Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck hat in den Jahren 1992 bis 1998 ein Heiligtum archäologisch ergraben, das der Bildhauer Kassian Erhart und der Sägewerksbesitzer Franz Neururer aus Fließ 1992 entdeckt haben. Das im Gemeindegebiet von Fließ in Tirol gelegene Heiligtum befindet sich am Scheitelpunkt der Pillerhöhe, einem 1560 m hohen Paßübergang, der das vom Reschenpaß bzw. schweizerischen Engadin herführende Oberinntal mit dem Pitztal und in weiterer Folge mit Imst und dem deutschen Alpenvorland verbindet. Der Opferplatz scheint aufgrund naturwissenschaftlicher Kohlenstoff-14-Datierungen der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg und tausender Opfergaben ohne größere

Unterbrechung von der mittleren Bronzezeit (15. Jh. v. Chr.) bis ans Ende der Römerzeit bzw. bis ins Frühmittelalter (5./6. Jh. n. Chr.) in Funktion gestanden zu sein. Innerhalb dieser einmalig langen, bisher an keinem anderen antiken Ort nachgewiesenen Laufzeit von fast 2000 Jahren hat sich das Heiligtum des öfteren gewandelt.

In seiner ältesten Form weist das Heiligtum die "klassischen" Bestandteile einer Anlage auf, die vornehmlich für die Brandopferung von Tieren und vegetarischen Nahrungsmitteln bestimmt war. Zwei große Verbrennungsplätze bzw. Altäre aus Stein, ein Bereich zur Deponierung der festen Verbrennungsrückstände und eine "Festwiese" bzw. der Aufenthaltsort der Kultteilnehmer bil-

Meter hoher und im Radius ca. acht Meter messender Hügel im Gelände ab. Er besteht nahezu ausschließlich aus Asche, Ruß und stark zerkleinerten Knochen, die laut Bestimmung des Instituts für Paläoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin der Universität München Überreste geopferter Schafe, Ziegen, Rinder und einiger Schweine bilden. Die Größe der Knochen schwankt zwischen mehreren Millimetern und wenigen Zentimetern. Sie sind zusammen mit den sonstigen Verbrennungsrückständen schichtweise gelagert worden. Bei der Ausgrabung folgten helle Knochenschichten auf Straten aus Asche, Kohleresten und etwas Knochenklein. Die Schichtgrenzen schienen über weite Strecken des Hügels durchgelaufen zu sein. Die Zusammensetzung der Straten läßt vermuten, daß nach Abschluß der Brandopferungen - wohl als eigene Kulthandlung - die größeren Knochenstücke von den Altären entfernt, zerkleinert und schließlich fein säuberlich aufs Depot gestreut worden sind. Davor oder danach wurden Ruß-, Asche und Knochenmehl ebenfalls als feine Schicht am Hügel abgelagert.

Der geostete Blockaltar I mit einer Grundfläche von ca. 3 mal 3 m und einer Höhe von ca. 1,20 m dürfte (im



Mittelständiges Lappenbeil aus
Felsspalte (Urnenfelderzeit)

Foto: Institut für Klassische Archäologie
der Universität Innsbruck.



wesentlichen) in einem Zug errichtet worden sein. Altar 2 hingegen hat des öfteren seine Form und Lage leicht verändert. Er bestand jeweils aus einem geschichteten, nur wenige Lagen hohen Steinkranz mit einer Ausdehnung von maximal 3,40 mal 3,80 m. Im Lauf der Jahrhunderte entstand eine fast zwei Meter hohe Steinkonstruktion als Zentrum eines mächtigen Knochen- und Aschendepots, die als Aschenaltar im eigentlichen Wortsinn anzusprechen ist.

In der stark zerklüfteten Umgebung des Heiligtums sind beim Reinigen einer unmittelbar nordwestlich des Heiligtums gelegenen Felsspalte in sieben Metern Tiefe zwei mittelständige Lappenbeile aus Bronze entdeckt worden. Sie dürften gleichzeitig bzw. kurz nach der Aufnahme des Kultbetriebs am Brandopferplatz in die Spalte geopfert worden sein.

Nach etwa 900 Jahren, in denen ins Heiligtum fast ausschließlich Tiere und vegetarische Nahrungsmittel geweiht worden waren, begann sich in der späten Hallstatt- bzw. der frühen Latènezeit um ca. 500 v. Chr. die Situation grundlegend zu ändern. In den nächsten 600 bis 700 Jahren dominieren Sachopfer unterschiedlichster Art. Werkzeuge und Waffen werden ebenso geopfert wie Trachtenbestandteile und Schmuck. Auch mehrere Bronzefigurchen sind als Votivgaben ins Heiligtum gelangt, die entweder als Produkte heimischer Werkstätten oberitalische Vorbilder imitieren oder wie ein etruskisch-orientalisierender Bronzekouros direkt von dort auf die Pillerhöhe kamen. Eine repräsentative Auswahl der in sehr großer Zahl

Etruskischer Bronzekouros (H: 8.1 cm; Ende 6.Jh. v. Chr.)

Foto: Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck.

(mehrere tausend Stück) geborgenen Opfertagen wird im Museum von Fließ gezeigt. Mit dem massiven Einsetzen der Sachopfer um 500 v. Chr. geht die Bedeutung der Blutopfer stark zurück. Zwischen 410 und 260 v. Chr. scheinen sie nach der C-14-Bestimmung des obersten Stratums des obertägigen Depots überhaupt aufgegeben und der Knochenhügel unter einer Schicht großer Steine kultisch bestattet worden zu sein, um ihn so für alle Zeiten gegen Eingriffe von außen zu schützen.

Die Opfertagen wurden sowohl unversehrt als auch bewußt zerstückelt im Bereich der Festwiese einer oder mehreren nicht sicher bestimmbarcn Gottheiten (Raetia?) geweiht. Sie wurden sekundär verstreut oder in Opfergruben bzw. Depots angetroffen. Kleine Votivschilde scheinen ursprünglich auf senkrechten Holzpfeosten angeheftet gewesen und später samt den Pfeosten deponiert und mit Steinen abgedeckt worden zu sein.

Abgesehen von ganz wenigen bronzezeitlichen Gefäßen findet sich Keramik - wie die anderen Fundgattungen - in großer Zahl erst ab der späten Hallstatt- bzw. der frühen Latènezeit. In der Regel ist sie stark zerscherbt. Eine relativ große Zahl der Gefäße weist buchstabenartige Ritzungen auf.

Auf der Festwiese wurden auch etwa siebzig römische Silber- und Bronzemünzen der späten Republik und frühen Kaiserzeit geborgen. Ein Denar des Publius Calpurnius mit behelmter Roma aus dem Jahre 133 v. Chr. bildet dabei die älteste Münze. In die erste Hälfte des ersten vor-



"Rätische" Hellebardenaxt (2. Hälfte 2. bzw. 1. Jh. v. Chr.)

Foto: Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck.



christlichen Jhs. ist die Prägezeit von fünfzehn keltischen Kaleten-, Aeduer- und Büschelquinenen zu setzen. Mit der Aufnahme der Münzopferungen tritt neben die Weihung gegenständlicher Opfer die Darbringung des bloßen materiellen Wertes in Form einer Münze. Am Ende dieser Entwicklung wird die fast ausschließliche Weihung von Münzen in der Spätantike stehen.

Die zweite Hälfte des ersten nachchristlichen Jhs. und den Beginn des 2. Jhs. n. Chr. charakterisiert ein starkes Nachlassen der Opferungen. Damals scheint das Heiligtum in eine Krise geschlittert zu sein. Bis zu dieser Krise sind die Opferhandlungen nach Ausweis der Opfergaben unbeeinflusst von außen weitergelaufen. Die Römer, seit 15 v. Chr. die neuen Herren des Landes, haben sich offensichtlich am heimischen Kult nicht gestoßen und ihn nicht gewaltsam unterbunden. Vielmehr dürfte die zunehmende Romanisierung der einheimischen Bevölkerung fast das Ende des Heiligtums auf der Pillerhöhe im 2. Jh. n. Chr. bewirkt haben. Die Krise des Heiligtums hat aber nicht zum vollständigen Verlassen der Opferstätte geführt. Etwas außerhalb des Zentrums des Heiligtums konnten einige wenige Funde gemacht werden, die - wie ein Denar für Julia Domna - ins spätere zweite Jh. und in die erste Hälfte des 3. Jhs. n. Chr. zu datieren sind.

In der zweiten Hälfte des dritten Jhs. und im vierten nachchristlichen Jh. ist es zu einer erneuten Blüte des Heiligtums gekommen. Zum Zentrum dieser Opferungen hat man den Osten der früheren Festwiese erko-



Denar des P.Calpurnius (133 v.Chr.,
Prägestätte Rom)

Foto: Institut für Klassische Archäologie
der Universität Innsbruck.



ren. Der Innenbereich des alten Brandopferplatzes um Altar und Aschenhügel hat bei diesen Opfern keine Rolle mehr gespielt. Im spätantiken Heiligtum sind fast ausschließlich Münzen geopfert worden. Damit hat man den Endpunkt der bereits skizzierten Entwicklung zur Opferung des reinen Wertes erreicht. Die vorwiegend aus Bronze bestehenden, etwa 900 geborgenen Münzen mit geringem Nominale decken fast den gesamten Zeitraum zwischen Volusianus und Arcadius, d.h. zwischen etwa 250 und 400 n. Chr. ab. Die jüngsten datierbaren Funde stellen Aes IV-Prägungen von Theodosius (379-395 n. Chr.) und Arcadius (383-408 n. Chr.) dar. Ob das Heiligtum damals aufgegeben worden ist, oder ob die heidnischen Bräuche bis ins 5. Jh. n. Chr. oder gar 6. Jh. n. Chr. hinein weiterbestanden haben, muß wegen des Fehlens sonstiger später Opfergaben - zumindest vorerst - offen bleiben.

LITERATURAUSWAHL

Tschurtschenthaler, M. 1994: Ein laténe- und frühkaiserzeitlicher Brandopferplatz und ein spätantikes Pass- bzw. Höhenheiligtum auf der Pillerhöhe. *Archäologie Österreichs* 5/1, 51-58.

Tschurtschenthaler, M./U. Wein 1996: Kontinuität und Wandel eines alpinen Heiligtums im Laufe seiner 1800-jährigen Geschichte. *Archäologie Österreichs* 7/1, 14-28

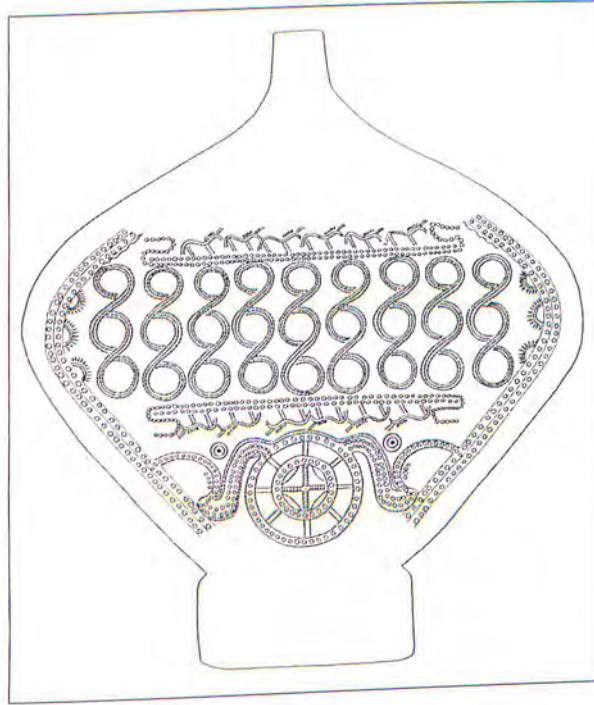
Feil, D. 1998: Die römischen Münzen vom Piller Sattel, in *Via Claudia. Neue Forschungen*, Innsbruck, 261-284.

Tschurtschenthaler, M./U. Wein 1998: Das Heiligtum auf der Pillerhöhe und seine Beziehungen zur Via Claudia Augusta, in *Via Claudia. Neue Forschungen*, Innsbruck, 227-259.

Heiligtum Pillerhöhe, Blattförmige Scheibenfibel mit Emailleauflage (Anf. 2. Jh. n. Chr.)

Foto: Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck.





Rekonstruktion eines Gürtelbleches

Der Hallstattzeitliche Bronzehort von Fließ im Oberinntal

Der 1990 vom Bauern Josef Kathrein aus Fließ gefundene Bronzehort umfaßt 385 Gegenstände bzw. Bruchstücke von Gegenständen aus Bronze und stellt einen der bedeutendsten Hortfunde der Hallstattzeit im Alpenraum dar. Der Fund wurde im Bundesdenkmalamt Wien restauriert und von Dr. Wilhelm Sydow wissenschaftlich bearbeitet. Sämtliche Gegenstände wurden von Burghard List und Franz Siegmeth gezeichnet.

Fließ liegt auf einer nach Süden geöffneten Terrasse über der Innschlucht zwischen Pontlatz und Landeck. Die bedeutende römische Kaiserstraße Via Claudia Augusta, die vermutlich einem älteren Weg folgte, führt direkt durch den Ort

Fließ. Die Fundstelle der Bronzen liegt im dicht verbauten Ortszentrum von Fließ, 90 m östlich der Pfarrkirche.

Im Fließer Hort sind alle Gegenstände vertreten, die in der damaligen Zeit aus Bronze angefertigt wurden: Schmuckgegenstände wie Fibeln, Arm- und Fußreifen, Gürtelbleche, Werkzeuge und Waffen sowie Bruchstücke von Gefäßen.

Der Fund gibt einen außergewöhnlich aufschlußreichen Einblick in die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge dieses Talabschnittes, der wegen seiner Nachbarschaft zu Vinschgau und Engadin im Laufe der Geschichte immer wieder unterschiedlichen Einflüssen offengestanden sein muß.

Gürtelbleche

Ich möchte in diesem Beitrag auf die Gürtelbleche eingehen, die durch Anzahl, Formenvielfalt und die Dekormotiven die größte Bereicherung im Fundkomplex darstellen. Durch die 38 Fragmente hat sich die Zahl der bisher in Nord- und Südtirol gefundenen Gürtelbleche mehr als verdoppelt. Beeindruckend sind die meisterhaft angefertigten Punzierungen auf den Gürtelblechen. Nach Form, Dekortechnik und Motiven lassen sich acht Gruppen unterscheiden.

Die Gruppe 1 umfaßt breitovale, gewölbte Formen, die in einem Haken auslaufen.

Zentrales Schmuckmotiv sind neuntangential verbundene Sonnenspiralen, die gegen die Enden des Bleches hin von stark stilisierten Wasservögeln eingefasst sind. Diese Darstellung der "Sonnenbarke" kann als zentrales Glaubensmotiv in der damaligen Zeit aufgefaßt werden: "Wasservögel ziehen in der Nacht die Sonne von Westen nach Osten über das Meer." Zwischen den verbindenden Tangentialen der Spiralen finden sich stilisierte Blüten, die aus zwei herzförmigen Blättern bestehen.

Die zentralen Motive werden von einer mehrgliedrigen Bordüre eingeraht. In der Bordüre wechseln feinpunzierte Linien mit spitzen Dreiecken, die vermutlich Schwerter darstellen, ab. Die Bordüre läuft zum Haken hin spitz zusammen, während am entgegengesetzten Ende die inneren Bänder ohne zusammenzutreffen enden.

Der freiwerdende Platz ist mit figürlichen Darstellungen geschmückt: In der oberen Zone ist eine knapp 1 cm hohe menschliche Figur dargestellt, die mit erhobenen Armen eine konkaves Tablett mit stehenden Schwertern über den Kopf hält.



Bruchstück von breitovalem Gürtelblech.



Die Mitte nimmt ein ungedeuteter Gegenstand ein, der beidseits von Wasservögeln eingefasst ist. Im unteren Bereich ist eine zweite menschliche Gestalt dargestellt, die in gleicher Haltung ein konvexes Tablett hält, auf dem zwei Gegenstände stehen, die in Größe und Form dem Kopf der Figur gleichen. Die einzelnen Szenen sind von Bändern eingefasst, die auch beim innersten und äußersten Streifen der Bordüre verwendet wurden.

Die Körper der Figuren bestehen aus einem waagrecht schraffierten, auf die Spitze gestellten Dreieck, der Hals ist als Zylinder und der Kopf ist als Kugel gestaltet. Die Beine sind als Striche in der Verlängerung der Körperkontur dargestellt.

Insgesamt können diese figürlichen Darstellungen als Weihehandlungen oder Waffenopferungen gedeutet werden.

Die Darstellung der Sonnenbarke, einer Glaubenvorstellung, die um 1000 v. Chr. im Donauraum, im 8. Jht. v. Chr. in der östlichen Poebene nachweisbar ist, tritt hier in unserer Region im 7. und 6. Jht. v. Chr. auf. Diese frühhallstattzeitlichen, aus dem Ostalpenraum stammenden Motive scheinen sich im 7. und 6. Jht. im Südalpenraum zwischen Etsch und Lago Maggiore ausgebreitet zu haben. Dort hielt sich diese altertümliche Darstellungsweise noch lange nach dem 7. und Beginn des 6. Jht., während im östlichen Oberitalien sich die griechisch-etruskische Bilderwelt verbreitete. Möglicherweise war diese Region ein Rückzugsgebiet für eine Bevölkerungsgruppe, die Träger dieses Kulturgutes war.

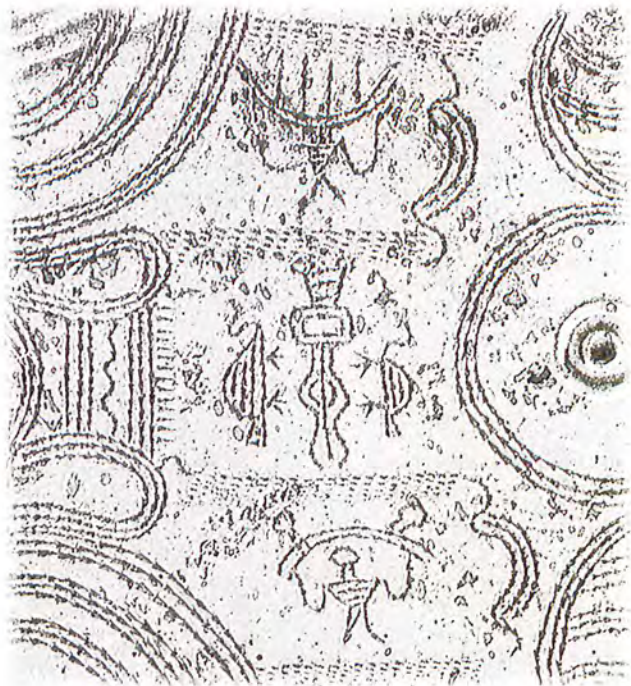
An weiteren figürlichen Motiven kommt auf Gürtelblechen der Gruppe I noch das Pferd vor. Das Pferd als Kulttier tritt im südöstlichen Alpenraum erst im Zusammenhang

mit dem Vorstoß der Kimmerer in Erscheinung. Pferdedarstellungen sind in diesem Raum erst ab der Stufe Hallstatt C nachweisbar, und in Este gegen Ende des 7. Jht. v. Chr. Bei den Fließer Gürtelblechen sind die Pferdchendarstellungen noch im 6. Jht. v. Chr. nachweisbar. Zusammen mit der Darstellungsform muß die mit dem Pferd verbundene religiöse Vorstellung nach Westen bis in den Golasecca Raum und nach Norden bis in die Alpen gelangt sein, und sich dort noch längere Zeit gehalten haben.

Figürliche Darstellungen im Stil der südostalpinen Hallstattkultur erscheinen auf den Gürtelblechen der Gruppe I noch in eindrucksvoller Geschlossenheit. Die einsetzenden menschlichen Darstellungen deuten aber auf ein gesteigertes Bewußtsein der Individualität, das Voraussetzung für neue, auch anthropomorphe Gottesvorstellungen war.

Archäologisches Museum Fliess
<http://members.eunet.at/mvsevm.fliess>

Literatur: Fundberichte aus Österreich, Materialheft A3
Dr. Wilhelm Sydow, Der hallstattzeitliche Bronzehort von Fließ im Oberinntal, Tirol



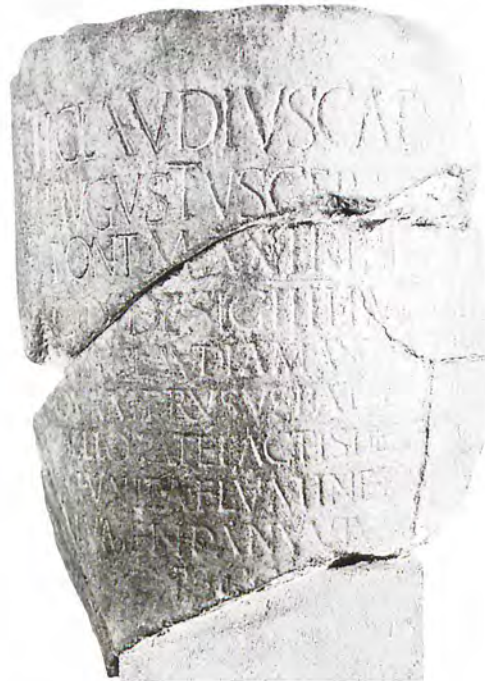
Bruchstück von
breitovalem Gürtelblech.

Bruchstück von Gürtelblech.





Stilfs: Bronzefigur (500 v. Chr.)
im Bett des Suldenbaches gefunden.



Der Meilenstein bei Rabland.

Von der Adria zur Donau: Die VIA CLAVDIA AVGVSTA Neue Forschungen in Nordtirol

Die Via Claudia Augusta ist die einzige römische Straße durch Tirol, deren antiker Name uns noch heute bekannt ist. Er ist auf zwei römischen Meilensteinen überliefert, die in den Jahren 46/47 n. Chr. in der Regierungszeit des Kaisers Claudius (41-54 n. Chr.) aufgestellt wurden. Der eine wurde 1552 bei Rabland im Vintschgau, der andere 1786 eingemauert in der Kirche von Cesio Maggiore bei Feltre entdeckt. Ein dritter Meilenstein ist 1849 in Eyrs gefunden worden und wurde aber bald an einen Meraner Bildhauer verkauft, der daraus eine Grabplatte herstellte. Ob dieser Stein bei der Auffindung eine Inschrift trug,

ist nicht bekannt. Aus den Inschriften der Steine von Rabland und Cesio geht hervor, daß schon Drusus im Zuge des Alpenfeldzugs unter Kaiser Augustus 15 v. Chr. die Straße nach der Eroberung des Territoriums der Alpen und deren Vorland bis zur Donau angelegt hat, und Claudius sie nun (wohl zur via publica - also zur Staatsstraße) ausgebaut hat. Als Ausgangspunkt der Straße wird auf dem Meilenstein von Cesio Altinum und auf dem Rablander Stein der Po angegeben. Als Endpunkt scheint auf beiden Steinen die Donau auf. Diese Nennung zweier auf den ersten Blick unterschiedlicher Ausgangsorte ein

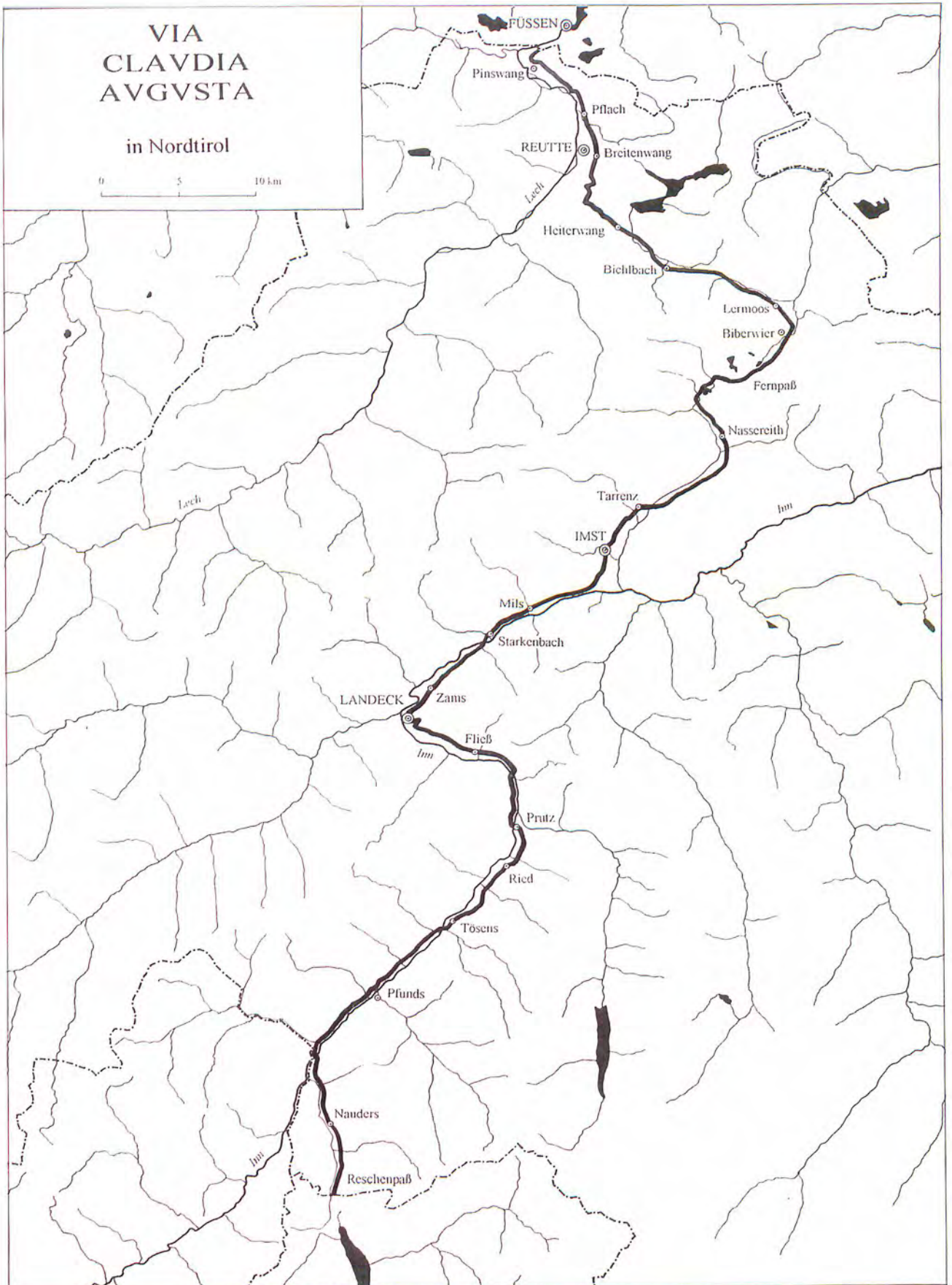
und derselben Straße führte zur Annahme auch zweier Zubringerstraßenzweige, die sich in Tridentum/Trient vereinigten. Der östliche Ast führte von Altinum/Altino, dem wichtigen Seehafen auf halber Strecke zwischen Ravenna und Aquileia, über Feltria/Feltre und die Valsugana nach Trient, und der westliche Zweig nähme seinen Ausgang wohl in Hostilia/Ostiglia am Po und erreichte Trient über Verona. Es konnten auf beiden Streckenführungen bisher römische Straßen nachgewiesen werden, jedoch dürfte der Name Via Claudia Augusta nur für die Strecke von Altinum aus zutreffend sein. Der Po mit seinen Nebenflüssen bildete in der Antike nach der Überlieferung von Plinius des Älteren (*Naturalis historia* III, 117 ff.) im Mündungsbereich sieben Meere und eine ausgedehnte Sumpflandschaft, welche im Norden bis über die Brentamündung hinaus reichte. Somit lag Altinum gleichsam am nördlichsten Rand des Podeltas. Ebenso zeigt die Erwähnung des Po als Ausgangspunkt und der Donau als Zielpunkt der Via Claudia die propagandistische Komponente römischer Meilensteine, bei der eine Straße als Verbindung zwischen dem größten Strom Italiens und dem größten den Römern bekannten Strom Europas als bedeutende Klammer und Zeichen der überragenden, omnipräsenten Herrschaft Roms erscheinen mußte.

Der weitere Verlauf von Trient nach Norden ist im Groben gesichert. Die Via Claudia Augusta zog über Bozen in den Vintschgau (Meilenstein von Rabland), über den Reschenpaß und Nauders, dem antiken Inutrium, ins Inntal. Dem Inn (Aenus) folgt sie bis Imst (Umiste), wo sie sich nordwärts ins Gurgltal wendet und über den Fernpaß und das Zwischentoren den Lech (Licca) bei Reutte erreicht.

VIA CLAVDIA AVGVSTA

in Nordtirol

0 5 10 km



Diesen begleitet die Via Claudia über Füssen (Foetibus) und Augsburg (Augusta Vindelicum) bis zum Kastell Submuntorium/Burghöfe an der Donau, der damaligen Grenze des Imperium Romanum.

Seit einigen Jahren erfährt die Via Claudia Augusta im Zuge des Forschungsprojektes "Probleme der Altstraßenforschung - Paßübergänge/Höhenheiligtümer" durch das Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck eingehendere Untersuchungen. In den Jahren 1992-1995 konnte die Via Claudia zwischen Biberwier und Lermoos in einem Abschnitt ergraben werden, wo sie in schnurgerader Führung das Lermooser Moos, einem zum Torfmoor verlandeten See, durchquert. Um auf diesem weichen Untergrund einen festen Schotterkörper als Fahrbahn zur dauernden Benutzung aufzuschütten, bedurfte es eines hölzernen Unterbaus, der die Straße tragen konnte. Da aber auch bei den im Verlauf der römischen Herrschaft anfallenden Straßenreparaturen natürlich der hölzerne Unterbau immer wieder ausgebessert oder erneuert werden mußte, konnte erstmals eine genaue chronologische Entwicklung einer römischen Staatsstraße durch dendrochronologische und palynologische Untersuchungen bestimmt werden. Bemerkenswert ist, daß das aus den Schlagdaten der für die Basislage verwendeten Bauhölzer erschlossene Baujahr genau mit dem aus den Meilensteininschriften überlieferten Datum 46 n. Chr. übereinstimmt. Reparaturarbeiten in größerem Umfang, die teilweise einem Neubau entsprachen, sind für die Jahre 74, 95 und 102 n. Chr. nachweisbar. Im 2. Jahrhundert sind häufig Holzlagen eingebracht worden, was auf eine intensive Benützung der Straße schließen läßt. Gegen

Ende des Jahrhunderts ist ein deutlicher Rückgang der Instandhaltungstätigkeiten zu konstatieren, der in einer zumindest teilweisen Verödung der Moorstraße in der Zeit von 260/270 n. Chr. gipfelt. Dieser Rückgang fällt zeitlich mit Baumaßnahmen an der Brennerstraße zusammen, die durch Meilensteine seit der Regierungszeit des Septimius Severus (193-211 n. Chr.) überliefert sind. Die Baumaßnahmen am Prügelweg wurden 279 n. Chr. wieder aufgenommen, jedoch wurde die Straßenbreite auf die Hälfte zurückgenommen und anstelle einer Schotteroberfläche dienten nun die Holzstämmen selbst als Fahrbahn. Den letzten dendrochronologisch nachweisbaren Ausbau erfuhr die Moorstraße 374 n. Chr. unter Kaiser Valentinian I. Eine Weiterbenutzung der Wegtrasse bis ins 6. Jahrhundert legt der palynologische Befund nahe.

Derzeit erfolgt im Rahmen des Forschungsprojektes eine Dokumentation der gesamten noch erhaltenen Wegstrecke der Via Claudia Augusta auf Nordtiroler Boden, was zur Bestimmung des detaillierten Verlaufs erforderlich ist. Hierbei konnten einerseits bisher noch nicht bekannte Teilstücke und Wegabschnitte entdeckt werden, und andererseits mußten Zerstörungen einiger historischer Wegtrassen vor allem durch den Autobahn- und Schnellstraßenbau festgestellt werden. Neu entdeckt oder erstmals genau festgelegt werden konnte an der Via Claudia Augusta eine talseitige Straßenstützmauer in Trockenbauweise in Stuben (Pfunds), der Abstieg von der Fließplatte nach Landeck mittels drei Kehren, Teile

Via Claudia Augusta im Bereich Finstermünz. Foto G. Grabherr



der Wegstrecke über den Fernpaß und durch das Lermooser Becken, der gesamte Abstieg von der Ehrenberger Klause ins Reuttener Becken und weiter über Breitenwang bis Pflach.

Entlang der Via Claudia finden sich immer wieder die für Römerstraßen als typisch angesehenen Geleisrillen in felsigem Untergrund. Bisher sind solche auf der Fließer Platte, am Fuße der Kronburg, am Milser Berg, auf der Südrampe des Fernpaß, beim Weißensee, am sogenannten "Scharfen Eck" nördlich Biberwier und auf der Nordrampe des Kratzers bei Pinswang bekannt. Aufgrund der unterschiedlichen Spurweiten von 107 cm in römischer Zeit und 100 cm im Mittelalter und der frühen Neuzeit, ist nur für die Geleisstraßenstücke im Umfeld der Fließer Platte und am Fuß der Kronburg (diese sind mittlerweile durch Eisenbahn- und Autobahnbau zerstört) eine Entstehung in der Antike nachweisbar. Aber auch an diesen Stellen begleiten mittelalterlich-neuzeitliche Geleisrillen die römischen. Weiters gruben sich die Räder von Fuhrwerken mit 107 cm Spurweite auch in die Holzstämme der römischen Straße durch das Lermooser Moor ein, wodurch der antike Ursprung dieser Spurweite bewiesen wird. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert sind außer einigen kleinräumigen Streckenverlegungen im Verlauf der Via Claudia Augusta lediglich die Übergänge des Finstermünz- und Fernpasses, sowie die Routen über Fließ, Rifenal, Strad und den Kratzer bei Pinswang aufgegeben worden, ansonsten verlief der Alpentransit weiter auf der römischen Staatsstraße.

Die, von den neuen Tunnelabschnitten abgesehen, heute noch befahrene Straße von der Kajetansbrücke über Hochfinster-

münz zur Festung Nauders ist nach Plänen von Ghega und Duile 1854 fertiggestellt worden und ersetzte die bis dahin genutzte römische Führung. Der letzte nachweisliche Ausbau der von der Pontlatzer Brücke über Fließ nach Landeck führenden römischen Fahrstraße erfolgte 1666. Danach wurde eine erste Straße unten durch die Innschlucht südlich von Landeck gebaut. Diese teilweise auf der orographisch linken Innseite verlaufende Straße ist allerdings schon durch die Überschwemmungen des Jahres 1774 endgültig zerstört worden, was zum Bau der noch heute verwendeten Trassenführung unterhalb des Landecker Schlosses 1776 führte. Vom steilen Weg über Rifenal wanderte der Verkehr im 14. Jahrhundert mit dem Bau der Innbrücke bei Zams auf die nördliche Talseite. Der Verlauf im Gurgltal über Strad ist schon in der von Peter Anich 1774 angefertigten Karte von Tirol nicht mehr verzeichnet, und die Überwindung der Gegensteigung am Kratzer bei Pinswang wurde erst durch den Bau der Ulrichsbrücke Ende des 18. Jahrhunderts obsolet.

Die Via Claudia Augusta stellte zusammen mit der Brenneroute die wichtigste Alpentransversale zwischen Deutschland und Italien im östlichen Alpenraum dar. In den Zeiten als kein Fahrweg durch die Eisackschlucht nördlich von Bozen bestand, war die Via Claudia Augusta sogar die einzige für den Fuhrverkehr wirklich taugliche Verbindung durch Tirol. Am Brennerweg mußte, nachdem die römische Straße durch die Eisackschlucht unpassierbar wurde, im Mittelalter wieder der beschwerlichere Weg über den Ritten benutzt werden, bis 1314 Heinrich Kunter einen Saumpfad anlegte, der im 16. Jahrhundert zur Fahrstraße ausgebaut wurde. Hinge-



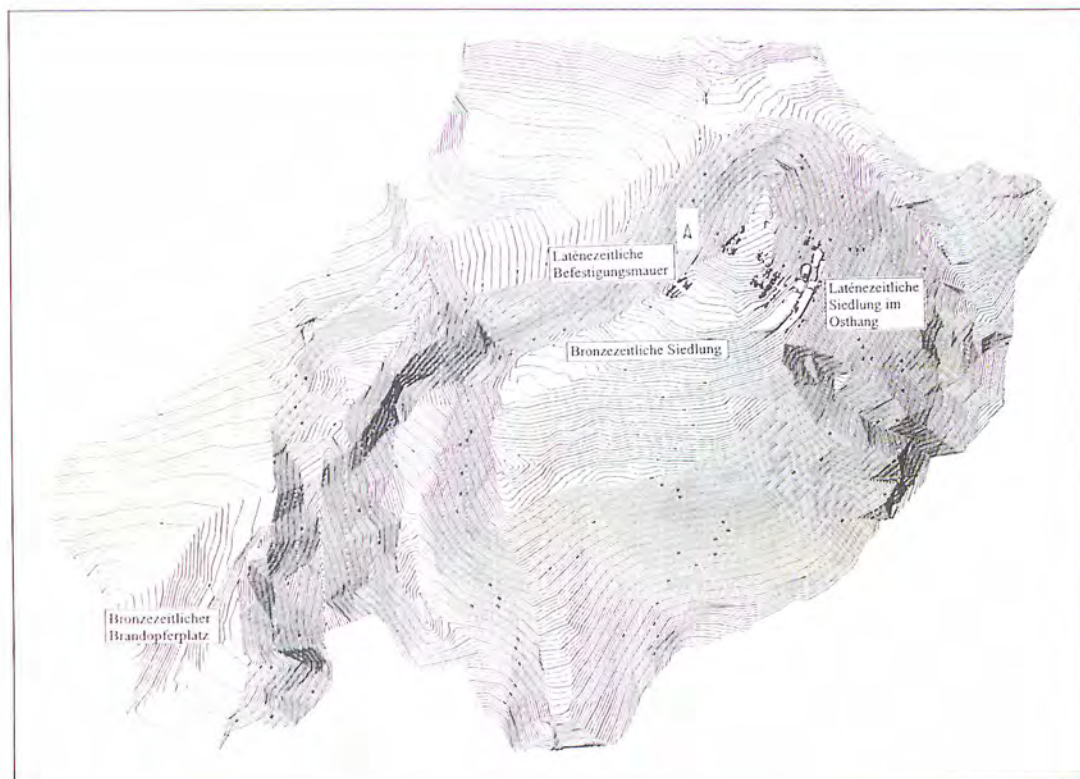
Prügelweg im Lermooser Moor. Fotos: G. Grabherr



gen ist die Via Claudia zumindest ab römischer Zeit ohne Unterbrechung benutzt und wenigstens notdürftig instand gehalten worden, wodurch in ihr ein bedeutender Faktor der Entwicklung der von ihr durchzogenen Talschaften gesehen werden kann. Dieser Umstand macht auch verständlich, daß die Via Claudia größtenteils in ihrem Verlauf bis in unser Jahrhundert weiterbenutzt wurde, und erst der Bau von Autobahn und Schnellstraße zog den Transitverkehr von ihr endgültig ab.

Literatur:

- W. Cartellieri, Die römischen Alpenstraßen über den Brenner, Reschen-Scheideck und Plöckenpaß mit ihren Nebenlinien. *Philologus Suppl.* Bd. XVIII, H. 1 (1926)
- L. Feist, Vom Saumpfad zur Tiroler Autobahn (1980)
- R. Knussert, Das Füssener Land in früherer Zeit (1955) 30 ff.
- Ders., Zu den Römerstraßen im Raum südlich von Kempten. *Bayerische Vorgeschichtsblätter* 28, 1963, 153 f.
- I. Mader, Die Fernpaßstraßen. *Tiroler Heimatblätter* 10, 1932, 21 ff.
- A. Planta, Neues von der Via Claudia Augusta. *Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum* 62, 1980, 99 ff. Wiederabgedruckt in A. Planta, *Verkehrswege im alten Rätien* Bd. 3 (1987) 15 ff.
- J. Pöll, Der römische Prügelweg von Lermoos, VB Reutte (Tirol). In: T. Lorenz/G. Erath/M. Lehner/G. Schwarz (Hrsg.), *Akten des 6. Österr. Archäologentages in Graz. Veröffentlichungen des Instituts für Klassische Archäologie der Karl-Franzens-Universität Graz* 3 (1996) 153 ff.
- E. Walde (Hrsg.), *Via Claudia. Neue Forschungen* (1998)
- G. Walser, Die römischen Straßen und Meilensteine in Rätien. *Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands* 29 (1983)



Lageplan des Ganglegg (Maßstab 1:1000)

Archäologische Untersuchungen am Ganglegg in Schluderns in den Jahren 1997 und 1998.

Forschungsgeschichte


Das Ganglegg besteht aus einem Moränenhügel am rechtsufrigen Ausgang des Matschertales. Der Hügel fällt in steilen Flanken nach allen Seiten hin ab. Mit "Gangl" wird in der lokalen Mundart eine gemauerte Umfriedung für das Vieh bezeichnet. Die Reste einer solchen Anlage befinden sich im nordseitigen Sattel des Hügel. Der gesamte Hügel war bis in die fünfziger Jahre völlig baumfrei und wurde in der Folge aufgeforstet. Mitte des letzten Jahrhunderts barg man im Saldurbach am Fuße des Gangleggs einen vollständig erhaltenen Helm aus Bronze. Damit geriet Schluderns erstmals in das Interesse der Urgeschichtsforschung. Der archäologische Fundpunkt

Ganglegg ist seit dem Beginn unseres Jahrhunderts bekannt. Erste Befragungen und kleinere Grabungen fanden zwischen den Jahren 1911 und 1916 unter der Leitung des Arztes Alois Wallnöfer und des Bürgerschuldirektors Alois Menghin statt. Diese fertigten auch eine erste Skizze der noch sichtbaren Mauerreste und der von ihnen geborgenen Funde an. Oswald, der Sohn von Alois Menghin, publizierte die Erkenntnisse seines Vaters und machte sie erstmals einem breiteren Publikum bekannt. In der Zeit des Faschismus wurde es still um das Ganglegg. Lediglich der Schludernser Heimatforscher Josef Wegmann-Halmer führte kleine Sondagen durch. Seit 1989 machten sich die beiden Schludernser

Pensionisten Karl Pohl und Karl Wieser auf zum Ganglegg, um nach archäologischen Artefakten zu suchen. Sie konnten im Laufe der nächsten Jahre durch Begehungen und Sondagen eine umfangreiche Sammlung aufbauen. Im Rahmen des EU-Förderprogrammes Leader II wurde die Idee einer systematischen archäologischen Untersuchung des Gangleggs entwickelt. Das Projekt nahm man im Jahr 1997 in Angriff. Dabei handelt es sich um ein Gemeinschaftsprojekt mehrerer Südtiroler Landesämter. Das Landesamt für Bodendenkmäler hatte die Leitung inne, das Landesforstamt stellte Arbeiter und Studenten zur Verfügung. Das nötige Arbeitsmaterial konnte vom Landesamt für Wildbachverbauung angefordert werden. Das Leader II-Programm unterstützte die wissenschaftliche Bearbeitung und Präsentation im Vintschger Museum.

Die bronzezeitliche Siedlung

Der bislang älteste Fund vom Ganglegg stammt aus der Kupferzeit (3.500-2.200 v. Chr.). Es handelt sich um ein geschliffenes Steinbeil. Im Süden unterhalb der Kuppe befinden sich mehrere noch heute sichtbare, sanft auslaufende Terrassen. Diese waren bereits Alois Menghin aufgefallen, der davon eine Planskizze anfertigte und alle darin noch sichtbaren Mauerzüge eintrug. Entlang der Westkante erkannte er eine massive Befestigungsmauer, die nach seinen Beobachtungen die gesamte Siedlungsfläche umschloß. Im Inneren glaubte er noch mehrere rechteckige Hausgrundrisse ausmachen zu können. Interessant ist sein Hinweis, daß knapp unterhalb dieser Fläche zu Beginn unseres Jahrhunderts noch eine Quelle floß, die heute versiegt ist. Damit war die Wasserversorgung in der Urgeschichte ge-



Schluderns: Negauer
Helm, gefunden im Saldurabach.
Aufbewahrt im Ferdinandeum Innsbruck.
Foto: Ferdinandeum Innsbruck.



währleistet. Diesen terrassenförmigen Flächen galten die umfangreichen archäologischen Untersuchungen in den Jahren 1997 und 1998. Bereits knapp unterhalb der Oberfläche traten bereits Mauerzüge zutage. In einer Tiefe von ein bis zwei Metern kamen bauliche Strukturen der Bronzezeit zum Vorschein. Die Grabungen ergaben, daß man vor Anlegen der Siedlung in diesem Areal zunächst durch großen Aufwand ebene Flächen schuf. Damit entstanden mehrere auf unterschiedlicher Höhe liegende Terrassen. Diese Eingriffe stellen eine gewaltige Gemeinschaftsleistung dar, die unter der Organisation eines einzelnen oder einer kleinen Gruppe erbracht wurde. In diesen ebenen Flächen errichtete man in der mittleren und späten Bronzezeit eine dörfliche Anlage (1500-1200 v. Chr.). Im Zuge der Grabungen konnten mehrere Gebäude eingehend untersucht werden. Diese waren mehrmals abgebrannt und wurden immer wieder neu errichtet. In der Spätbronzezeit (1300-1200 v. Chr.) kam es zu einer deutlichen Erweiterung der Siedlungsfläche. Die Häuser lagen sehr eng nebeneinander, die Flächen waren systematisch und nach einem zugrundegelegten Schema verbaut. Die Gebäude hatten eine Länge von bis zu zehn Metern. Die Wände fußen auf einem Sockel, bestehend aus einer rund einen Meter hohen Trockenmauer. Darin waren in regelmäßigen Abständen vertikale Holzpfeiler von 20 bis 35 cm Durchmesser eingelassen. Diese lagen auf einer flachen Steinplatte rund 20 cm über dem Fundament auf, um die Feuchtigkeit von ihnen abzuhalten. Der aufgehende Teil wurde mit einer Flechtwand verschlossen und mit Lehm verputzt. Die vertikalen Holzpfeiler gewährten die nötige Stabilität. Das Dach dürfte mit Holz-



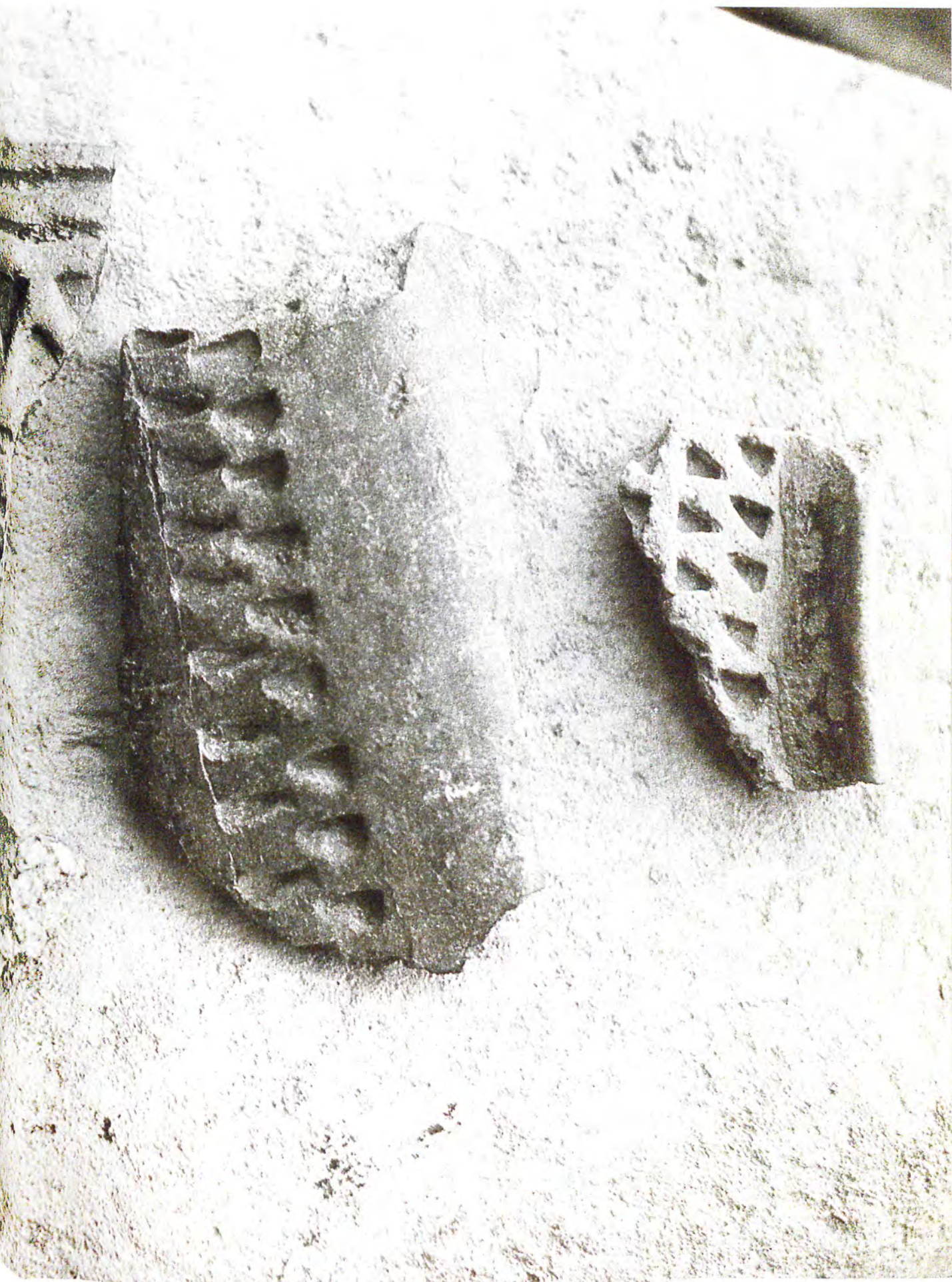
Schluderns: Ganglegg - Ausgrabungsarbeiten.



schindeln, Schilf oder Stroh gedeckt gewesen sein. In einem Gebäude konnten zwei runde Herdstellen nachgewiesen werden, die aus einem sorgfältig zusammengefügt Steinpflaster bestanden. Man kann annehmen, daß darin mehrere Familien-einheiten wohnten. Die Gebäude der späten Bronzezeit waren mit einem Lehm Boden oder einem Holzboden ausgestattet. Bei einem Gebäude handelt es sich um einen Getreidespeicher. Es konnte ein Holzverschlag untersucht werden, der noch teilweise mit verkohltem Getreide und Hülsenfrüchten gefüllt war. Diese Funde geben Auskunft über die Lebensgrundlage der damaligen Bewohner. Man baute vor allem Hirse, Gerste und als Hülsenfrüchte Erbsen an.

Die Siedlung erreichte zweifelsohne in der Spätbronzezeit die größte Ausdehnung. In dieser Zeit entschloß man sich, die Siedlung entlang der Westkante mit einer Befestigungsanlage zu schützen. Man errichtete zwei parallele Mauern in einem Abstand von knapp sechs Metern. Dazu verwendete man riesige Steinblöcke. Das Innere verfüllte man mit Steinen und Erde. Die Anlage bildete ursprünglich einen Wall, der vielleicht zusätzlich eine Holzpalisade trug. In einem Abstand von drei Meter hinter der Befestigungsanlage liegen bereits die ersten Wohngebäude. Der Grund für die Errichtung dieser Anlage dürfte darin liegen, daß es im Zuge des intensiven Abbaus von Kupfer und der Verarbeitung zu Bronzegegenständen sowie deren Veräußerung zur Bildung von unvergänglichem und allseits beehrtem Kapital kam. Dies dürfte auch zu Konkurrenzverhältnissen geführt haben. Die Befestigungsanlage trug diesem Umstand Rechnung. Zudem dürfte sie auch als Prestigeobjekt ge-





dient haben, das die Bedeutung der Siedlung sowie deren Bewohner unmißverständlich zum Ausdruck brachte.

Die Bewohner des Gangleggs waren autark. Sie waren Ackerbauern und Viehzüchter. An Haustieren hielten sie Schafe, Ziegen und Rinder. Die für den Haushalt notwendigen Gefäße bestanden zum Großteil aus Holz. Man stellte an Ort und Stelle Gefäße aus Ton her. Es dominieren vor allem große Vorratsgefäße, die man mit Buckelaufsätzen und plastischen Leisten bescheiden verzierte. Den Mundsaum zierte man mit Fingertupfen oder Kerbreihen, nur selten tragen Gefäße auch geometrische Muster. Krüge zeigen zudem hörnerartige Aufsätze am Henkel. Diese Zier ist typisch für den oberitalienischen Raum. Damit ist erwiesen, daß die Bewohner vom Ganglegg Kontakt zu diesen Bevölkerungsgruppen hatten. Eine Reihe von Scherben stammen aus dem nordalpinen Raum. Von diesen Kulturgruppen bezog man auch Waffen und Schmuck aus Bronze. Auf welche Weise fremde Kulturgüter in den inneralpinen Raum gelangten, läßt sich heute nur schwer nachvollziehen. Diese Kontakte förderten im besonderen der Abbau von Kupfer und ein straff organisierter Handel mit diesem Rohstoff. Der alpine Raum wurde in der Bronzezeit intensiv durchsiedelt und die Ausbeute von Kupfer vorangetrieben. Dieses Kapital sollte für die nächsten Jahrhunderte neben dem Ackerbau und der Viehzucht die wirtschaftliche Basis für diesen Raum bilden. Die Grabungen am Ganglegg lieferten viele verschlackte Steine, die auf eine intensive Bronzeverarbeitung schließen lassen. In einem Gebäude der späten Bronzezeit konnten mehrere Bronzegegenstände, Gußformen

und Reste eines Schmelzriegels geborgen werden. Die Funde sprechen dafür, daß es sich bei dem Gebäude um das Haus eines Bronze gießers handelte, der im Dorf ansässig war und den Bedarf an Bronzegegenständen besorgte. Die Funde belegen zudem, daß Bronzehandwerker nicht von Zeit zu Zeit die Siedlung aufsuchten und die gewünschten Gegenstände durch ihre mitgebrachten Gußformen herstellten. Es handelt sich vielmehr um einen spezialisierten Facharbeiter, der eine "industrielle" Fertigung von Bronzegegenständen, d. h. eine Serienfertigung beherrschte, die über den Bedarf der Siedlung hinausging. Die Produktion zielte vor allem auf einen regionalen Absatz und ein Verteilen der Güter ab. Man tauschte sie gegen andere benötigte Waren vielleicht in Form von Naturalien ein. Der Kupferabbau führte zu Zuwanderungen von Siedlergruppen, ließ neue Berufsfelder entstehen, der zugehörige Handel veränderte die Gesellschaftsstruktur.

Stoffe für die Kleider wurden in der Siedlung hergestellt. Funde von Spinnwirteln und Webgewichten belegen diese Tätigkeit. Knochen, Horn und Geweih waren leicht verfügbare Rohstoffe, woraus man verschiedene Gegenstände wie Anhänger, Spachteln, Pfeilspitzen, Pfrieme, Nadeln etc. fertigte. Hirschgeweih wurde mit besonderer Vorliebe verarbeitet. Der Großteil der bearbeiteten Knochen stammt von Haustieren. Die Jagd spielte als Ernährungsgrundlage für die Bewohner des Gangleggs nur eine untergeordnete Rolle. Neben den Tierknochen standen auch Tierhäute zur Gewinnung von Fellen und Leder zur Verfügung. Diese wurden vermutlich zu Kleidungsstücken, Gürteln, Gefäßen, Beuteln etc. verarbeitet. Eine sehr stark ausgeprägte

Steinerne Gußformen aus einem spätbronzezeitlichen Gebäude am Ganglegg (13. Jh. v. Chr.). In das Negativ goß man die flüssige Bronze ein. Nach dem Erstarren gab man den Rohling heraus und überarbeitete ihn. Die Bronzeverarbeitung spielte in der Siedlung am Ganglegg eine große Rolle.



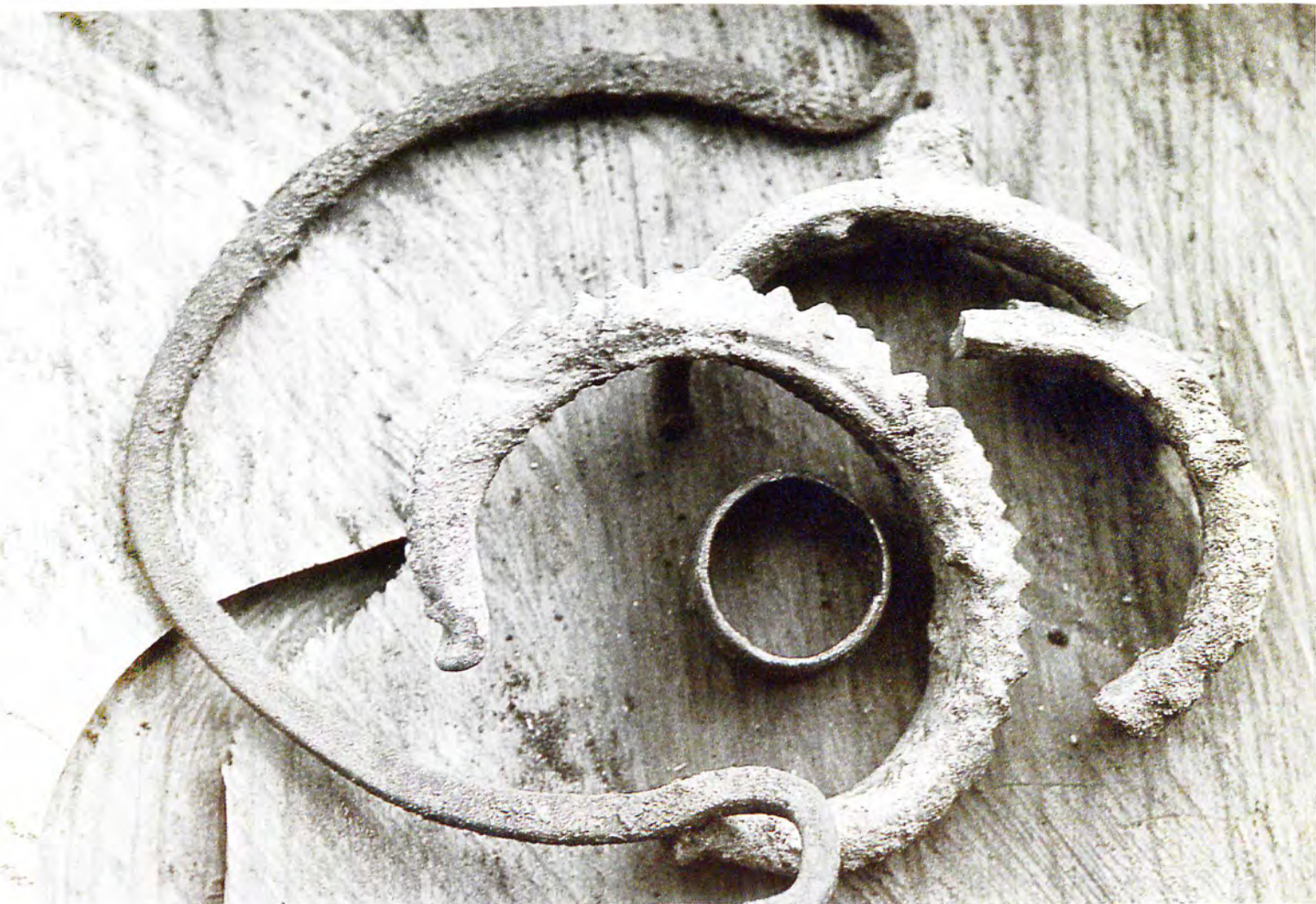
handwerkliche Tätigkeit war die Holzbearbeitung. Sie spielt im Hausbau, bei der Inneneinrichtung (Böden, Regale, Betten, Getreideverschlüge, Türen, Truhen etc.) eine große Rolle. Man war bereits in der Lage, gedrechselte Holzgefäße herzustellen. Man stellte unter anderem Schäftunge für Werkzeuge, Wagen, Traggestelle u. ä. aus diesem Werkstoff und war in der Lage, für spezifische Zwecke das jeweils geeignetste Holz auszuwählen.

Im Raum Südtirol-Trentino bildete sich um 1200 v. Chr. erstmals eine eigenständige Kulturgruppe aus, die nach zwei Fundorten bei Brixen als Laugen-Melaun-Kultur bezeichnet wurde. Sie umfaßte zunächst auch Osttirol und das Unterengadin. Diese Kultur bildete sich unter starken südalpinen Impulsen auf dem heimischen Substrat der späten Bronzezeit heraus. Der Kupferbergbau erreichte seinen Höhepunkt und bildete die Grundlage für einen gewissen Wohlstand. Kennzeichnend ist eine sehr reich verzierte und in der Qualität sehr hochstehende Keramik. Die unverwechselbaren Keramikformen sowie Tracht und Grabbrauch verliehen der Kulturgruppe ein eigenständiges Gepräge. Die archäologischen Untersuchungen am Ganglegg konnten eindeutig belegen, daß zwischen der späten Bronzezeit und der Laugen-Melaun-Kultur ein gesichertes Kontinuum herrschte. Man erneuerte die Gebäude bezugnehmend auf die älteren Baulichkeiten und verwendete dieselben baulichen Details wie in der Zeit zuvor. Im Gegensatz zur Spätbronzezeit fallen nun die neuen Gefäßformen, Verzierungen und die ungleich bessere Qualität der Keramikgefäße auf. In einem Gebäude dieser Zeit kamen mehrere Gefäße und vier massive Bronzearmreifen zum Vorschein.

Alle Funde stammen aus dem süd-deutschen Raum. Sie belegen intensive Kontakte in dieser Zeit. Neben Handel, Austausch von Objekten etc. kommt auch Einheirat in Frage. Mit dem Aufkommen des ersten Eisens in Europa nach der letzten vorchristlichen Jahrtausendwende verlor der alpine Raum seine wirtschaftliche Grundlage. Dies führte zu einem starken Einbruch, von dem auch die Bewohner des Gangleggs betroffen waren. In der Folge verließ man für mehrere Jahrhunderte diesen Siedlungsplatz. Bisher liegen keine Anhaltspunkte vor, wohin man in dieser Zeit gezogen war.

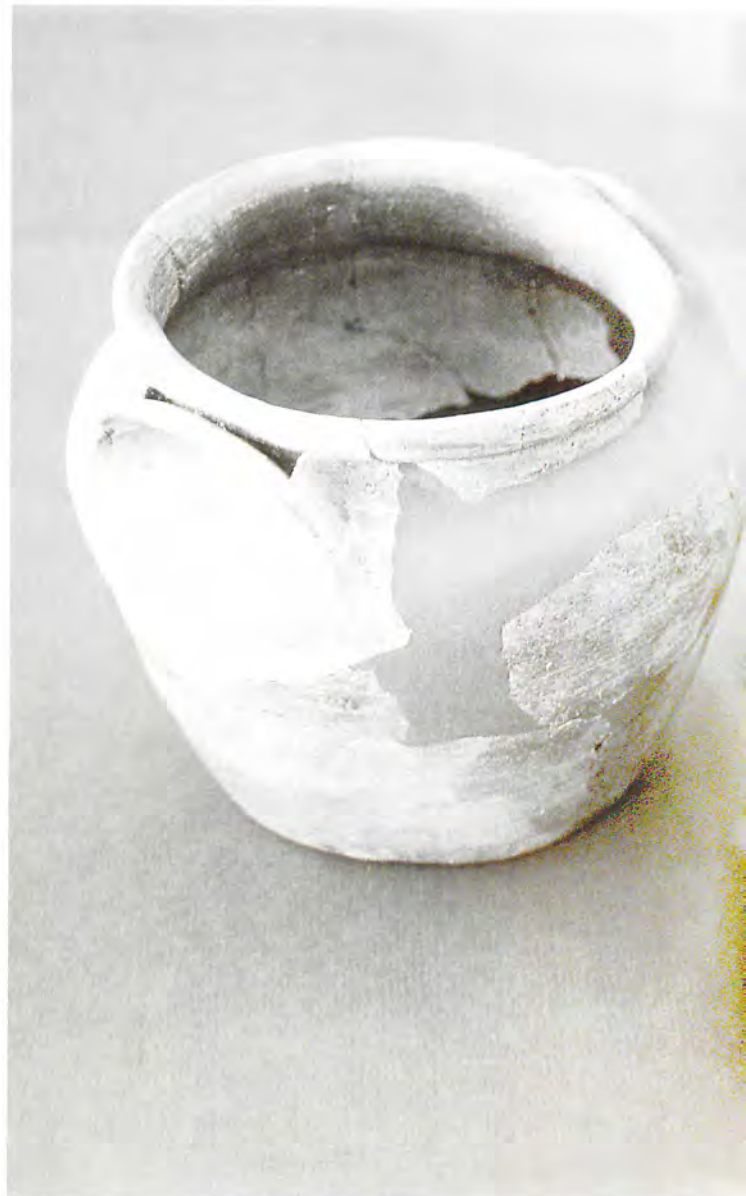
Dem Ganglegg ist talwärts eine kleine Kuppe vorgelagert, die den Namen "Hahnehütterbödele" trägt. Bereits auf der Oberfläche auftretende Kohleschichten, vereinzelt Scherben und Unmengen von verbrannten Knochen ließen seit längerem die Interpretation als Opferplatz zu. Die Überreste legen Zeugnis ab von kultischen Mahlzeiten und Gemeinschaftsopfern der Bewohner des Gangleggs. Es handelt sich um ein Dorfheiligtum, an dem vornehmlich ein Fruchtbarkeitskult gepflegt wurde. Durch wahrscheinlich in regelmäßigen Abständen dargebrachte Opfer wollte man mögliche Gefahren für die Siedlungsgemeinschaft abwenden und sich die wirtschaftliche Basis auch für die Zukunft sichern. Dabei verbrannte man Haustiere (Schafe, Ziegen, Rinder) und opferte in Tongefäßen Flüssigkeiten und Getreide. Die in diesem Zusammenhang zerschlagenen Gefäße zeigen, daß das "Hahnehütterbödele" den Bewohnern als Opferplatz diente.

Armreifen aus einem Gebäude am Ganglegg (13. Jh. v. Chr.). Das Schmuckstück wurde aus dem Raum des heutigen Bayern importiert.



Die eisenzeitliche Siedlung

Nachdem das Ganglegg für Jahrhunderte verlassen worden war, suchte man es am Beginn der Fritzens-Sanzeno-Kultur in der Zeit um 500 v. Chr. erneut auf. Diese im Raum Trentino, Süd- Ost- und Nordtirol verbreitete Kulturgruppe wurde nach den Fundorten Fritzens im Tiroler Inntal und Sanzeno am Nonsberg benannt. Zu einer intensiven Bebauung kam es am Ganglegg in der Zeit zwischen dem 3. und dem 1. Jh. v. Chr. Die Siedlung dürfte nun die größte Ausdehnung erreicht haben. Insbesondere der bis zu 40 Prozent steile Osthang, der schließlich als senkrechte Felswand zum Saldurbach abfällt, trug eine komplexe, nach einem bestimmten Schema angelegte Anlage. Dieser Bereich war systematisch und eng verbaut. Die einzelnen Räumlichkeiten waren auf verschiedenen Terrassen angelegt und wurden mit unterschiedlichem Aufwand in den glazialen Untergrund eingetieft. Im Zuge der archäologischen Untersuchungen konnten mehrere Räume untersucht werden, die Teil einer komplexen Anlage bildeten. Die einzelnen Räume waren untereinander durch Zugänge und Rampen verbunden. Die Gebäude waren zweigeschossig. Während das Untergeschoß zur Gänze aus Trockenmauern bestand, wurde das Obergeschoß aus Holz, wahrscheinlich in Blockbautechnik, errichtet. Für die Errichtung eines Raumes im Osthang wurde der glaziale Untergrund bergseitig über drei Meter senkrecht abgetieft. Die Trockenmauern waren über zwei Meter hoch. Sie wurden zum Teil mit Lehm verputzt oder mit einer hölzernen Täfelung verblendet. Zudem waren die Räume mit einem Holzboden ausgestattet, der in einigen Fällen einen Unterzug aufwies. Dies spricht für den Wohncharakter



Gefäße der Bewohner des Ganglegg
zwischen dem 3. und dem 1. Jh. v. Chr.



der Gebäude. In einem Fall konnte im Untergeschoß eine Feuerstelle nachgewiesen werden. Die Räume waren eng zusammengebaut, sodaß in einigen Fällen eine Wand von zwei Räumlichkeiten gleichzeitig genutzt wurde. Die Gebäude der jüngeren Eisenzeit weisen neben der Zweigeschossigkeit einen sehr charakteristischen Zugang auf. Dieser ist in der Regel sehr aufwendig errichtet und führt winkelförmig in das Untergeschoß. Die Gebäude dieser Zeit waren bereits mit sehr komplizierten Schlössern gesichert.

Zur ausgedehnten eisenzeitlichen Siedlung am Ganglegg gehörte auch eine Befestigungsanlage. Diese errichtete man entsprechend dem Verlauf der bronzezeitlichen Befestigung entlang der Westkante des Hügels. Dabei handelt es sich um zwei parallele Mauern, die im Inneren zu einem Wall verfüllt waren. Die Anlage hatte eine Breite von zwei Metern.

Aus dieser Zeit konnte eine große Anzahl an Funden geborgen werden. Sehr charakteristisch sind eine Reihe von kleinen Schalen mit unterschiedlicher Verzierung. Daneben gab es situlenförmige Gefäße mit gegenständigen Querhenkeln oder bogenförmigen Griffklappen. An Werkzeugen kannte man Schaftlochäxte, Lappenbeile sowie Ärmchendechsel aus Eisen. Daneben barg man mehrere Messer sowie den Teil eines Schlüssels. Außerdem kamen Teile der Tracht der damaligen Bewohner zum Vorschein. Frauen trugen wahrscheinlich drei Fibeln (Gewandspangen) zum Verschließen der Kleidung. Darin waren Klapperbleche und Blechscheiben eingehängt. Außerdem schmückten sie sich mit aufwendigen Halsgehängen. Zur Ausstattung gehörte ein Ledergürtel, der durch einen verzierten Haken aus

Bronze verschlossen wurde. Einen wichtigen Stellenwert nahm der Armschmuck ein. Neben keltischen Glasarmringen trugen Frauen Armreifen aus Bronze mit stilisierten Tierkopfen. Zur Männertracht gehörte eine Fibel sowie ein Gürtel. Die heimische Bewaffnung setzte sich aus einem Hiebmesser, einem Beil sowie einer Lanze zusammen. Zu den Schutzwaffen gehörte ein Schild und ein Bronzehelm. Ein vollständig erhaltenes Exemplar kam im letzten Jahrhundert am Fuße des Ganglegg im Saldurbach zum Vorschein.

Die Bewohner des inneralpinen Raumes hatten ab dem Ende des 6. Jhs. v. Chr. die Hochkultur der Etrusker in Oberitalien als direkte Nachbarn. Diese wickelten über die Alpen hinweg ihren Handel mit den Bewohnern nördlich der Alpen ab. Damit flossen viele mediterrane Impulse in die Fritzens-Sanzeno-Kultur. Neben der Übernahme von bildlichen Darstellungen von Kultszenen nimmt die Schrift einen besonderen Stellenwert ein. Die Schriftfunde stellen die ältesten Schriftdokumente in Südtirol dar. Vom Ganglegg stammt eine ganze Reihe von Inschriftenfunden, die auf Tongefäßen, Bronzegefäßen und hauptsächlich auf Knochen angebracht wurden. Daneben brachte man sie auf Röhrenknochen von Schafen und Ziegen an. Diese sind zudem auf beiden Gelenkenden durchbohrt. Außerdem konnte eine Reihe von spatelförmig geschnitzten und gelochten Knochenspitzen geborgen werden, die stets mit Inschrift versehen sind. Die genaue Funktion beider Fundkategorien ist bislang unklar. Die Inschriften sind im sog. Alphabet von "Bozen" geschrieben, das sich von jenem der Etrusker ableitet. Das Alphabet wurde im Zusammenhang mit kulturellen und handelsorientierten Beziehungen von

den Etruskern übernommen und für den lokalen Dialekt umgearbeitet. Wie das etruskische wird auch das rätische Alphabet von rechts nach links gelesen. Gelingt das Lesen der Inschriften ohne Probleme, so fällt es um vieles schwerer, den Inhalt zu verstehen. Die Deutungen reichen von Eigennamen von Personen und Gegenständen bis hin zu kultischen Inschriften.

In der Zeit um 400 v. Chr. fielen die Kelten als Krieger und Bauern im Zuge von europaweiten Wanderbewegungen in Oberitalien ein und brachen die Vorherrschaft der Etrusker. Nun fanden auch im inneralpinen Raum und damit in der Fritzens-Sanzeno-Kultur keltische Importstücke und keltischer Geschmack Aufnahme. Die heimische Bewaffnung wurde nun allmählich von der neuartigen keltischen Bewaffnung abgelöst. Die Übernahme der neuen Formen erfaßte vor allem die Mode wie Fibeln und Armringe. Die heimische Bewaffnung wurde allmählich von der keltischen abgelöst. Dies betrifft vor allem die Einführung des Eisenhelmes sowie des Schwertes. Die damaligen Bewohner des Gangleggs pflegten weitläufige Kontakte. Importfunde stammen sowohl aus dem nordalpinen Raum als auch aus Mittelitalien.

Im Verlauf des 1. Jhs. v. Chr. wurde das Ganglegg von den Siedlern verlassen. Bei den archäologischen Untersuchungen fielen Gebäude mit starken Brandschichten auf. Mehrere Baulichkeiten zeigten allerdings, daß sie von den Bewohnern systematisch aufgelassen wurden. Dabei entfernte man alles Verwertbare wie

Geschnitzte Knochenspitzen mit Inschrift im Alphabet von Bozen (5.-1. Jh. v. Chr.).

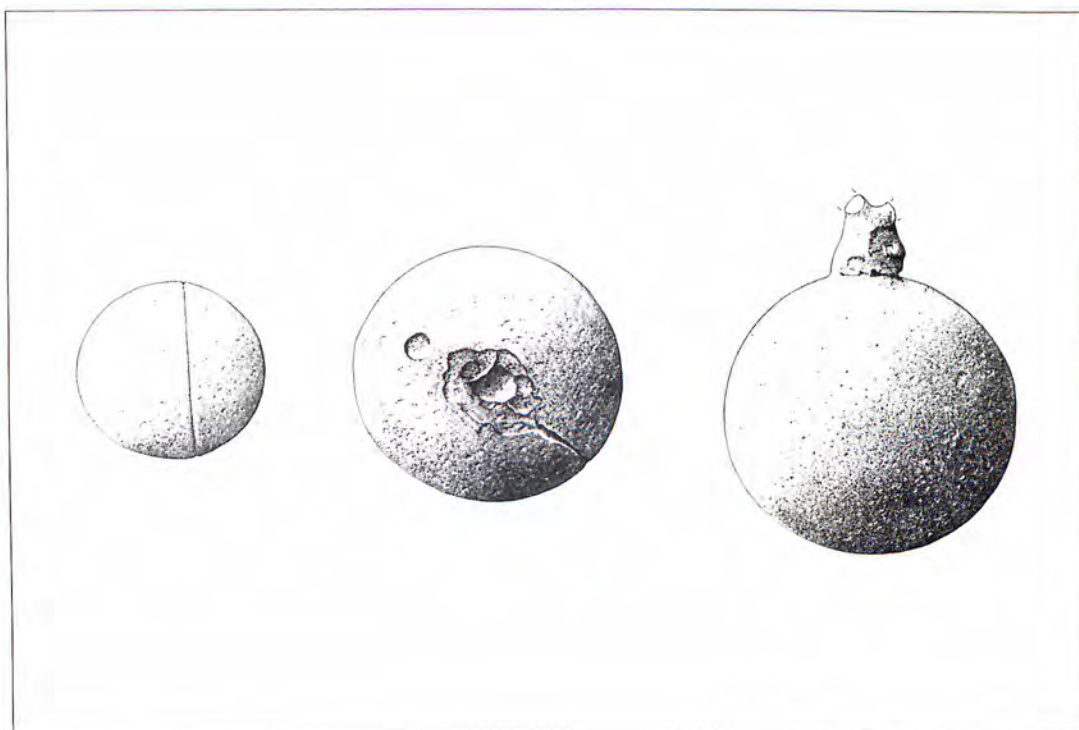


hölzerne Einbauten (Böden, Decken, Wandverkleidungen, Türrahmen). Beim endgültigen Verlassen des Hügels standen die Gebäude nicht mehr in Verwendung. Das Ende der Siedlung deckt sich mit einer Reihe von eisenzeitlichen Siedlungen in Tirol. Nahm die ältere Forschung vorbehaltlos eine Zerstörung im Zuge der römischen Okkupation in den Jahren 16/15 v. Chr. an, so zeigt sich, daß der Großteil der Siedlungen zu diesem Zeitpunkt bereits aufgelassen war. Kaiser Augustus ließ das Gebiet der Fritzens-Sanzeno-Kultur militärisch unter Kontrolle bringen, um seine politischen Ziele nördlich der Alpen verfolgen zu können. Dafür war eine kurze Nord-Südverbindung unabdingbar. Inwieweit es damals wirklich zu Kämpfen kam, wie römische Geschichtsschreiber in Ausübung politischer Propaganda und ohne objektive Wertung der tatsächlichen Geschehnisse darstellten, ist schwer zu sagen. Die einheimische Bevölkerung bildete weder einen politischen noch einen militärischen Verband. Am Siegesdenkmal des Augustus in La Turbie in Monaco waren alle von ihm unterworfenen Stämme namentlich genannt, unter anderem ein Stamm der "Venosten". Dieser war im Gebiet des heutigen Vinschgaus ansässig. Die Befunde sowie die reichen und qualitätsvollen Funde vom Ganglegg zeigen, daß es sich bei dieser Siedlung um einen Hauptort des Stammes der Venosten handelte. Das Gebiet des Vinschgaus gliederte man zusammen mit dem Unterengadin, dem Eisacktal nördlich von Franzensfeste sowie dem Tiroler Inntal der römischen Provinz Raetia ein. In der Römerzeit war das

Ganglegg nicht besiedelt. Für ein sporadisches Aufsuchen des von Natur aus bereits bestens geschützten Hügels in der Spätantike (4./5. Jh. n. Chr.) spricht der Fund eines Lavezgefäßes.

Anhang

Erstmals ist es gelungen, ein Projekt zu inszenieren, das die systematische wissenschaftliche Erforschung einer bronze- und eisenzeitlichen Siedlung zum Ziel hat. Dabei wurden von Anfang an begleitende naturwissenschaftliche Untersuchungen in die Wege geleitet. Dabei ist besonders ein Forschungsprojekt hervorzuheben, das die verkohlten Kultur- und Wildpflanzen der Siedlung zum Inhalt hat. Das Projekt wird am Institut der Botanik an der Universität Innsbruck durchgeführt. Gleichzeitig werden die verbrannten Hölzer der Gebäude untersucht. Zudem soll an Dünnschliffen an Keramikfragmenten die Ermittlung der Tonlagerstätten und Handelsradien der damaligen Zeit erforscht werden. In Zusammenarbeit mit der Universität München werden spektralanalytische Untersuchungen an den Glasarmringen vorgenommen. Eine vollständige Untersuchung der Tierknochen wird den Haustierbestand und die sich ändernde Zusammensetzung von der Bronze- bis in die ausgehende Eisenzeit ermitteln. Das Forschungsprojekt Ganglegg stellt eine bisher nicht gekannte Form von Gemeinschaftsprojekten dar. Die Erkenntnisse und Funde werden in einer Dauerausstellung im Vintschger Museum dem Publikum zugänglich gemacht.



Die drei eisernen Kugeln, von Lucius und Michael Stocker in Laatsch gefunden.

Archäologische Spurensuche zur Calvenschlacht 1499

Einleitung

Die Schlacht an der Calvenbrücke im Jahre 1499 gehört zu einer Reihe von militärischen Auseinandersetzungen zwischen den nach Selbständigkeit strebenden Schweizern und ihren Landesherren, den Habsburgern. Seit der Schlacht bei Sempach 1386 wurden diese kriegerischen Unternehmungen zunehmend auf Tiroler Boden ausgetragen, wobei besonders der Westen, namentlich der Vinschgau und das Oberinntal in Mitleidenschaft gezogen worden sind. Bekannt sind die Übergriffe der Schweizer im Verlauf des Appenzeller Krieges in den ersten Jahren des 15. Jh. Nach der Schlacht am Stoß (1405) erfolgten Einfälle der Schweizer ins Oberinntal. Mehrere Versuche, bei Imst und bei Zams,

den Schweizer Vormarsch aufzuhalten blieben erfolglos.

Natürlich finden solche kriegerische Ereignisse auch einen archäologischen Niederschlag, doch steht die archäologische Erforschung von Schlachtfeldern, zumal des Mittelalters, im Tiroler Raum noch am Anfang. In anderen europäischen Ländern hat die Erforschung derartiger Bodendenkmäler eine wesentlich längere Tradition.

Das Gebiet an der Calvenbrücke hat seit dem 15. Jh. nur wenige landschaftliche Veränderungen erfahren, so daß sich das Geschehen des Jahres 1499 noch einigermaßen am Originalschauplatz begreifen läßt. Andererseits war die Calvenschlacht nicht das einzige militärische Ereignis das hier seinen Niederschlag ge-

funden hat, da die alte Grenzregion des Münstertales auch in der Neuzeit immer wieder umkämpft war. Die in diesem Beitrag bearbeiteten Funde sind von dem Heimatforscher Lucius Stocker und seinem Sohn Michael in dankenswerter Weise durch jahrelange Sammeltätigkeit für die Forschung gesichert worden. In vorbildlicher Weise hat Herr Stocker Beobachtungen vor Ort in Skizzen und Beschreibungen festgehalten und diese wertvollen Aufzeichnungen dem Autor zur Verfügung gestellt. Für alle Ausführungen die unmittelbar mit den Fundorten zusammen hängen wird auf diese Datensammlung zurückgegriffen.

Die Bodendenkmäler

Im Zentrum der Ereignisse des Jahres 1499 stand die Calvenbrücke und die nur wenige hundert Meter talauswärts gelegene Marenger Brücke. Hier fanden die historisch überlieferten Treffen zwischen den Schweizern und den Habsburgischen statt. Die natürlichen Gegebenheiten des Gebietes bedingen aber auch die Einbeziehung der näheren Umgebung in die Betrachtungen zum Schlachtablauf. An erster Stelle steht dabei die Flur Engagrossa auf der orographisch linken Seite des Münstertales unweit der Marenger Brücke. Das nach Nordwesten ansteigende Gelände dürfte im Zentrum der Umgebungs-bewegungen der Schweizer gestanden haben. Von dieser Flur sind mehrere Funde bekannt geworden, darunter Fragmente von Panzerhemden und Kettenpanzern, die jedoch nicht erhalten geblieben sind.

Die Fundstelle Loamegg-Bummelboden

Am Loamegg-Bummelboden hoch über der Straße ins Münstertal sind bemerkenswerte archäologische

Strukturen erhalten geblieben. Ein Mauerhaken aus einer einfach geschichteten Trockenmauer, die noch ca. 60 cm hoch erhalten ist, lehnt sich im Norden an einen großen Felsen an. Die Ostseite mißt 1,60 m, die Südseite 2,40 m. Nach Westen war das Gebäude wohl auf der ganzen Front offen, zumindest haben sich keine Spuren einer Mauer obertägig erhalten.

Grabungen haben an dieser Stelle nicht stattgefunden und die Strukturen wären auch kaum sinnvoll zu interpretieren, gäbe es von dieser Stelle nicht eine Lanzenspitze. Sie wurde 1992 von Florian Paulmichl gefunden und im Laatscher Dorfbuch erstmals abgebildet.

Die Konstruktionsweise der Trockenmauer und die Art des hier errichteten Unterstandes erinnert an die sogenannten "Hausgrundrisse" auf der Ochsenrast am Greifensteiner Hang, die auch im Zuge der Belagerung der Burg (1423-1426) errichtet worden sind. Solche Unterstände sind in dieser Zeit eigentlich bei jedem militärischen Ereignis von einer bestimmten Dauer zu erwarten, da besondere Materialien, wie vor allem Schießpulver, vor den Witterungseinflüssen geschützt werden mußten.

Das Lager

Unweit der Calvenbrücke auf der orographisch rechten Seite befindet sich zwischen dem Bach und dem Beginn des Waldes ein interessantes Gelände. Das heute als Weide genutzte Grundstück steigt nach Süden hin leicht an und bietet im oberen Bereich gute Übersicht über die nähere Umgebung.

Heute erkennt man in diesem Bereich nur mehr geringe obertägige Spuren, die sich ohne entsprechende Grabung kaum schlüssig interpretieren lassen, doch waren einige

Strukturen vor Jahren noch vorhanden. Bemerkenswert ist ein ursprünglich vorhanden gewesener großer Wall, der das Grundstück gegen das Münstertal hin abschloß. Die lokale Überlieferung berichtet an dieser Stelle von einem Turm, von dem aber nichts erhalten geblieben ist.

Auch wenn die Existenz des habsburgischen Lagers an dieser Stelle derzeit nicht durch Grabungen und entsprechende Funde bewiesen werden kann, so erscheint mir grundsätzlich die Möglichkeit dazu vorhanden. Es gibt in der näheren Umgebung sicherlich keinen geeigneteren Platz. Auch die Strategie der Schweizer, die habsburgischen Stellungen im Münstertal zu umgehen und den Hauptstützpunkt im Rücken anzugreifen erscheint durchaus plausibel, wenn das Lager nur wenige hundert Meter südlich der Calvenbrücke bestanden hat.

Das St. Cäsarius-Kirchlein und die Kapelle St. Cosmas und Damian

Am Ortsausgang von Laatsch in Richtung Calvenbrücke befinden sich an knapp unterhalb der Straße, die auch der 1499 bestehende Weg ins Münstertal war, zwei Kapellen. Die Patrozinien der beiden Gotteshäuser sind St. Cäsarius und St. Cosmas und Damian. Beide Bauwerke sind romanischen Ursprungs, zumindest sind Teile der gemeinsamen Umfassungsmauer eindeutig ins Mittelalter zu stellen. Die St. Cäsarius Kirche zeigt wesentliche gotische Architekturelemente.

1986 kamen bei der Anlage eines Entfeuchtungsgrabens mehrere archäologische Befunde zum Vorschein, die von Lucius Stocker in einer Skizze festgehalten worden sind. Dabei handelt es sich um eine große Ansammlung menschlicher

Knochen, die jedoch in gestörter Lage vorgefunden wurde. Dies ist möglicher Weise auf Niveauveränderung im Zuge der Umbauarbeiten in der frühen Neuzeit im Zusammenhang mit der teilweisen Erneuerung der Ringmauer zu sehen. Aus diesem Zusammenhang stammen die Blechfragmente und das Eisenartefakt in Form eines Kegelspumpfes.

Die St. Cäsarius-Kirche ist der Calvenbrücke am nächsten gelegene Sakralbau. Denkbar ist es aus diesem Grunde schon, daß die in der Schlacht Gefallenen innerhalb der Kircheneinfriedung verscharrt worden sind. Ein Drainagegraben ist für die archäologische Klärung eines so komplizierten Sachverhaltes natürlich nicht geeignet.

Die archäologischen Funde und ihre Einordnung

Lucius Stocker übergab Ende 1998 sieben Funde der Universität Innsbruck zur Bearbeitung, wo sie zeichnerisch dokumentiert wurden. Diese sind am Loamegg-Bummelboden und am Cäsarius-Kirchlein gefunden worden. Die Kugeln stammen aus Laatsch und sind obertägig überliefert worden.

Die Lanzenspitze

Die eiserne Lanzenspitze hat ein symmetrisches schmales Blatt und eine siebeneckige Tülle mit einem Loch zur Fixierung der Spitze am Schaft. Am unteren Ende des Blattes ist eine Schmiedemarke angebracht. Schmiedemarken treten im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit nicht sehr selten auf, doch ist es aufgrund des Forschungsstandes nicht möglich diese Marken einer der sicher lokal tätigen Werkstätten zuzuordnen.

Rüstungsteile

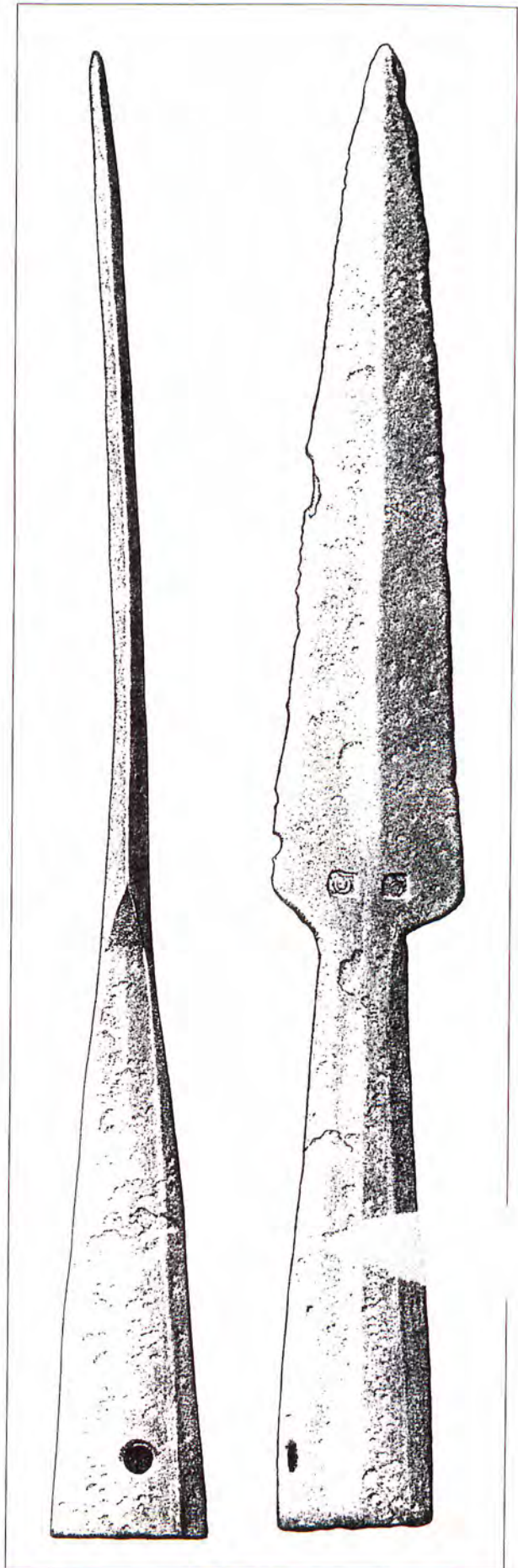
Bei den am St. Cäsarius-Kirchlein gefundenen Blechfragmenten handelt es sich möglicherweise um Rüstungsteile. Eine sichere Bestimmung der Fragmente ist aufgrund des Zustandes nicht möglich. Die hier wiedergegebene Zuordnung wird im Lichte künftiger Materialpublikationen sicherlich präzisiert oder modifiziert werden müssen.

Das erste Fragment besteht aus einem Eisenblech an dem noch mehrere "echte" und "falsche" Ziernieten zu beobachten sind. Wichtig ist ein Hacken, der am Blech angebracht worden ist. Ursprüngliche Kanten des Artefaktes sind nicht erkennbar. Möglicherweise handelt es sich um eine an der Rüstung angebrachte Klappe zum Schutz der Oberschenkel.

Das zweite Fragment besteht aus Eisenblech das speichenradartig durchbrochen und mit einem nicht näher bestimmbar Buntmetallblech unterlegt ist. Wesentliche Merkmale des Artefaktes sind Löcher an den Ecken und die erhalten, z. T. schildartig geschwungene Kanten. Das Teil erfüllte wohl Schmuckfunktion und ist am ehesten als ein auf der Rüstung oder am Pferdezubehör angebrachtes Schmuckelement zu deuten.

Die Manschette

Bei einem ebenfalls am Cäsarius-Kirchlein gefundenen Eisenartefakt handelt es sich um ein röhrenförmiges Werkstück von stumpfkegeliger Form und einseitig verdicktem Ende. Der Querschnitt ist rund. Anhand der Gußnaht kann die Herstellung im Gußverfahren nachgewiesen werden. Die Ansprache des Stückes ist schwierig. Wenn es überhaupt mit der Calvenschlacht in Verbindung gebracht werden kann, scheint es eine Manschette, eine Verstärkung



einer Steinbüchse gewesen zu sein. Eine andere Funktion kann jedoch nicht ausgeschlossen werden.

Die Kugeln

Lucius und Michael Stocker bewahrten drei obertägig in Laatsch erhaltene Kugeln vor dem Vergessenwerden, da sie bei einer Entrümpelung dem Alteisen zugeführt werden sollten. Die drei Kugeln sind aus Eisen. Zumindest die kleinste ist in zweischaliger Form gegossen. Auch die anderen beiden Exemplare sind gegossen, doch wurden sie nachgearbeitet.

Die größte der Kugeln fand über ihre ursprüngliche Bestimmung hinaus eine sekundäre Verwendung als Gewicht. Zu diesem Zweck wurde an der Ansatzstelle des ehemaligen Gußzapfens eine Halterung, möglicherweise ringförmig, angebracht, die heute in den Ansätzen noch erhalten ist.

Eine eben solche Zweitverwendung ist auch für die mittlere Kugel nicht auszuschließen, doch blieben davon kaum sichere Spuren erhalten. An diesem Exemplar ist die Gußnaht noch deutlich zu erkennen. Sie wurde nicht vollständig verschliffen. Die kleinste der drei Kugeln ist zweischalig gegossen. Auffallend ist die verschiedene Größe der Kugelhälften. Der Gußzapfen wurde sauber abgearbeitet.

Das Alter der Kugeln ist schwer zu ermitteln. Theoretisch sind alle drei Größen in der Calvenschlacht möglich. Die beiden Größeren könnten jedoch auch zu Geschützen von etwas jüngerer Bauart gehören. Es scheint jedoch durchaus möglich, daß die ehemaligen Geschützkugeln auf den Feldern nahe der Calvenbrücke aufgelesen wurden und von da aus einer Zweitverwendung im nahen Dorf Laatsch zugeführt worden sind.

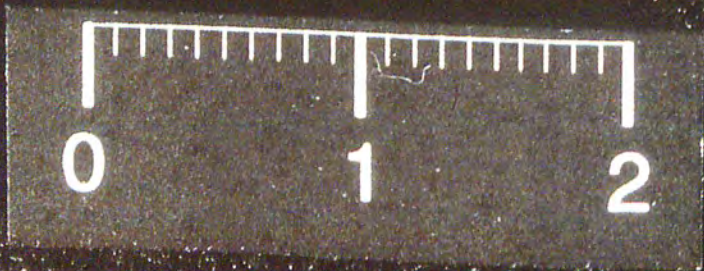
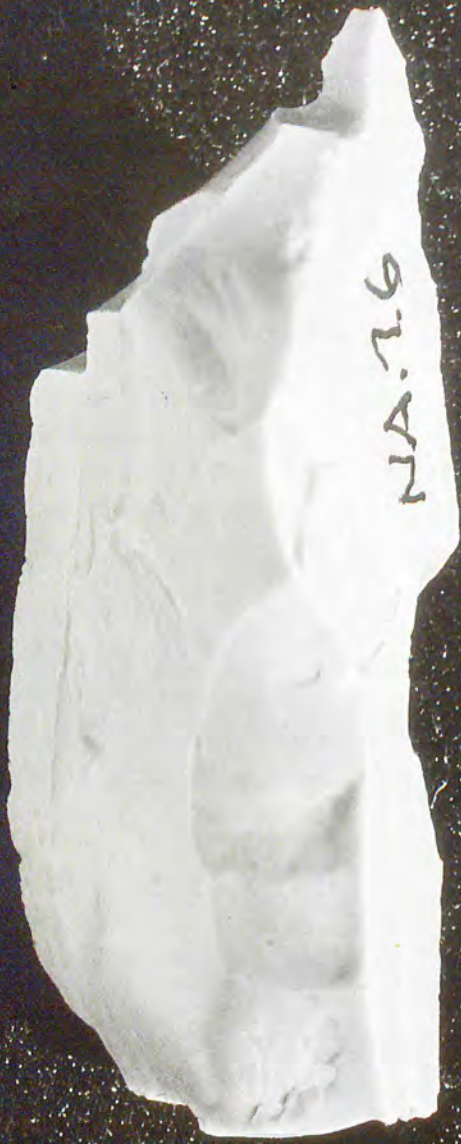
Literatur:

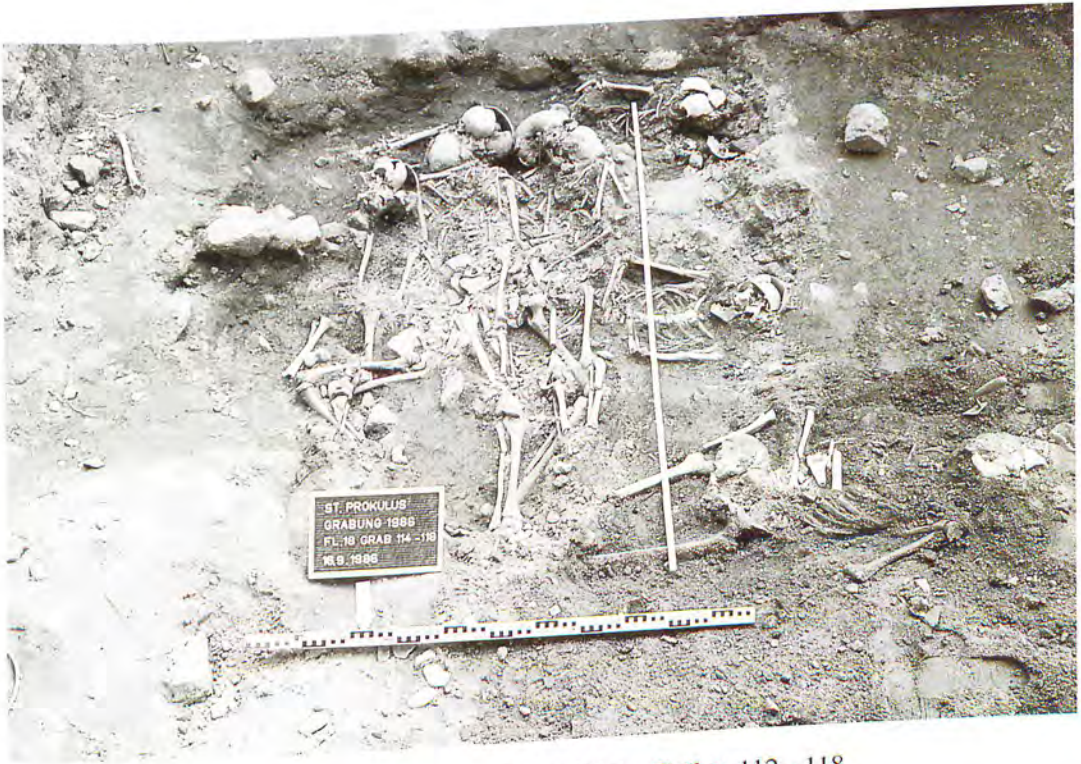
Willy Frei, Die Calvenschlacht und Benedikt Fontana. *Historia Raetica* 1, 1971.

Mercedes Blaas, Das Calvengeschehen aus tirolischer Sicht. In: Walter Lietha (Hsg.) *Freiheit einst und heute. Gedenkschrift zum Calvengeschehen 1499-1999.* (Chur 1999).

Hermann Theiner, Schlacht bei Glurns 1499. Eine zeitgenössische Quelle zur Calvenschlacht. *Der Schlern* 73, 1999, 287-294.

Seite 140: Naturnser Alm: Retuschierete Abschläge, Kernkanten, und Rückenspitzen. Foto: G. Niederwanger





St. Prokulus Naturns - Pestzeitliche Gräber 112 - 118.

Anthropologie oder die Lehre vom Menschen

Einleitung

Die Wissenschaft, mit deren Hilfe man "alte Knochen" genauer bestimmen kann, nennt sich Anthropologie (anthropos = der Mensch, logos = die Lehre).

Beinahe könnte man sagen: Anthropologie ist so vielfältig wie der Mensch selbst! Denn im einzelnen lassen sich innerhalb dieser Wissenschaft folgende Schwerpunkte unterscheiden, die alle, so verschieden sie auch anmuten, die Variabilität der Hominiden in Zeit und Raum zum Thema haben: Prähistorische (Historische) Anthropologie, Paläoanthropologie, Rassenkunde und Populationsgenetik, Humangenetik, Untersuchung der Individualentwicklung und Industrieanthropologie.

Prähistorische (Historische) Anthropologie

Die Prähistorische (Historische) Anthropologie beschäftigt sich u.a. mit den bei archäologischen Ausgrabungen gefundenen menschlichen Skeletten.

Unter günstigen Bodenverhältnissen können vollständige Skelette geborgen werden, welche ein Maximum an Information liefern. Die Knochen und ihre Grablegung weisen oft auf religiöse Vorstellungen, Gesellschaftsstruktur, Sitten und Lebensweise historischer Bevölkerungen hin. Sie sind also, unabhängig davon, ob es sich dabei um Skelettfunde, Leichenbrände, Mumien oder Moorleichen handelt, Quellenmaterial von biologischem und historischem Erkenntniswert.

Die Prähistorische (Historische) Anthropologie hat es sich nun im speziellen zur Aufgabe gemacht, diese Quellen zu erschließen, um sowohl Einzelschicksale wie auch Bevölkerungen vergangener Epochen zu rekonstruieren. Die Untersuchung menschlicher Skelette berührt natürlich auch transzendente Werte und wirft ethische Fragen auf. Da jedoch oft aufgrund kaum oder nur selten vorhandener und z. T. auch verfälschter schriftlicher Urkunden der Zugang zu unseren Ahnen verwehrt ist, bleibt uns nur diese Möglichkeit, um tiefere Einsichten in den Prozeß der Menschheitsentstehung und -geschichte zu gewinnen. Würde dieser wissenschaftliche Anspruch der Öffentlichkeit nicht mehr genügen, so würde dies das Ende einer Beschäftigung mit der menschlichen Evolutionsbiologie und der Suche nach dem Selbstverständnis des Menschen bedeuten.

Körperbestattungen - Brandbestattungen

Bei der archäologischen Ausgrabung eines Gräberfeldes werden nicht nur Körper-, sondern auch Brandbestattungen gefunden. Als Körperbestattung werden die knöchernen, unverbrannten Relikte eines Menschen angesprochen.

Die Überreste eines menschlichen Körpers nach einer Verbrennung bezeichnet man als Leichenbrand.

Die Verbrennung von Leichen ist eine in unserem mitteleuropäischen Raum über Jahrtausende nachweisbare und gebräuchliche Bestattungsform. Am häufigsten wurden Brandreste in Urnen bestattet, aber auch die Sitte, sie als Brandschüttung oder in einer Brandgrube beizusetzen, herrschte vor. Denkbare Motivationen, die zur Verbrennung von Leichen führten, könnten bestimmte

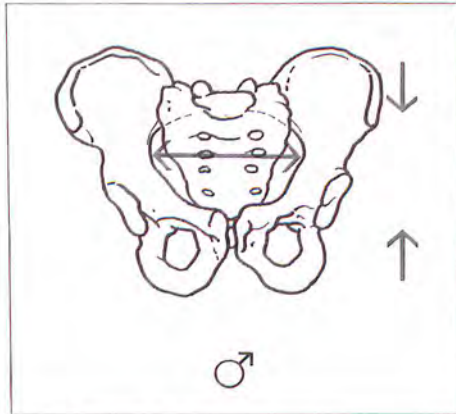
Krankheiten und Todesarten, Jahreszeit des Todes sowie Abstammung und ethnische Zugehörigkeit gewesen sein.

Größe, Farbe, Härte und Gewicht des Leichenbrandes vermögen Auskunft zur Technik der Leichenverbrennung zu geben. Anhand der Brandreste können ebenso wie bei Körperbestattungen Sterbealter, Geschlecht, Körperhöhe und pathologische Veränderungen bestimmt werden. Möglich ist ebenso eine begrenzte Aussage über die Konstitution einer Bevölkerung (Robustizität/Grazilität). Für die Ermittlung dieser Daten gelten am Leichenbrand grundsätzlich dieselben Kriterien wie bei der Bearbeitung von Körperbestattungen.

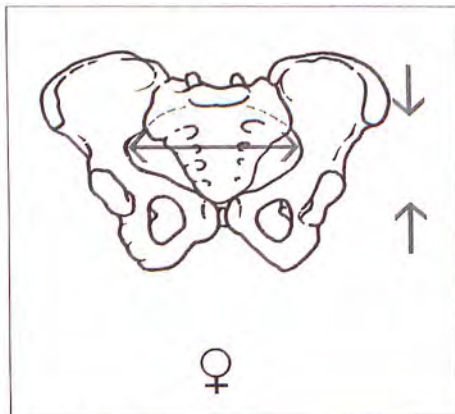
Die Arbeit eines Anthropologen

Diese beginnt eigentlich, idealtypisch gedacht, schon bei der Ausgrabung eines Gräberfeldes. Denn sehr oft kommt es vor, daß infolge der Aggressivität von Bodensäuren der Erhaltungszustand der Knochen sehr gelitten hat. Trifft dies zu, ist es günstig, die Präparation und Befunderhebung bereits "in situ" (vor Ort) vorzunehmen. Dabei werden die Skelettelemente nach Abheben der darüberliegenden Erdschichten mit Feinwerkzeug freigelegt, fotografiert, gezeichnet, beschrieben, oft auch vermessen und vorsichtig geborgen, wobei besonders auffällige Lageverhältnisse beachtet werden müssen. Denn neben Verlagerung unter der Liegezeit können hierfür auch gewaltsames Überstrecken im Gelenk, Fesselung oder auch Haltungsschäden ursächlich sein.

Nach der Bergung werden die einzelnen Knochen gereinigt, gehärtet und geklebt. Im Anschluß daran kann es zur Erhebung der Individualdaten wie Sterbealter,



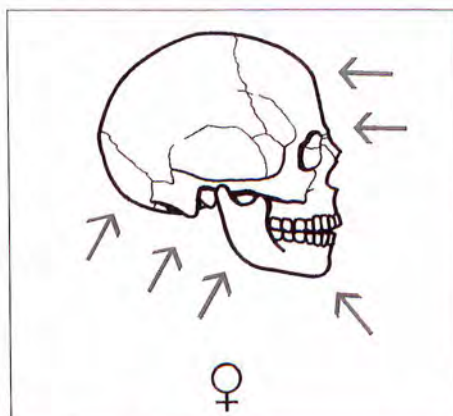
Männliches Becken



Weibliches Becken



Männlicher Schädel



Weiblicher Schädel

Geschlecht, Körperhöhe, Vermessung der einzelnen Skelettmerkmale nach international üblichen Richtlinien, Ortung von Besonderheiten (Diskreta) und Erfassung aller am Knochen erkennbaren Krankheitserrscheinungen und Veränderungen (z. B. operative Eingriffe, wie Trepanationen) kommen.

Diese Individualdaten werden zusammengefaßt und charakterisieren eine Bevölkerung. Es kommt damit zur Schaffung fundamentaler sozialgeschichtlicher Daten.

Individualbefund - Bevölkerungsmodell - Bevölkerungsvergleich

Geschlechtsdiagnose

Die Geschlechtsdiagnose am Skelett muß in Ermangelung von Weichteilen anhand der sog. Sekundären Geschlechtsmerkmale erfolgen.

Die deutlichsten Unterschiede zwischen erwachsenen Frauen und Männern bestehen im Bau des Beckens und des Schädels. Das Becken der Frau muß die anatomischen Voraussetzungen zum Austragen des Fötus während der Schwangerschaft und zum Gebären bieten, wie z.B. einen weiteren Beckenausgang und seitlich stärker ausgestellte Beckenschaukeln. Am Schädel beruhen die Unterschiede vorrangig auf der allgemeineren Robustizität des Mannes, wie z. B. eine kräftig entwickelte Überaugen- und Nackenregion. Dies gilt auch für alle übrigen Abschnitte des Körperskelettes, denn die größere Robustizität des Mannes ergibt sich aus seiner im Durchschnitt größeren Muskelmasse.

Geschlechtsdiagnosen an Kindern müssen meist unterbleiben, da es erst während der Pubertät zur Ausbildung der klassischen sekundären Geschlechtsmerkmale kommt.

Sterbealtersbestimmung

Bei der anthropologischen Sterbealtersbestimmung wird das "biologische" Alter eines Menschen zum Zeitpunkt seines Todes diagnostiziert. Dieses biologische Alter muß nicht immer im Einklang mit dem "chronologischen bzw. kalendarischen" Sterbealter stehen. Obwohl die körperlichen Veränderungen im Laufe der Entwicklung jedes Menschen genetisch fixiert sind, so können doch im Erwachsenenalter verschiedene Verschleiß- oder Degenerationerscheinungen zu individuellen Ausformungen führen. Um trotz dieser Unsicherheitsfaktoren zu ernstzunehmenden Ergebnissen zu gelangen, werden mit zunehmendem Sterbealter größere Spannen bei der Altersschätzung angegeben. Relativ genau kann die Bestimmung hingegen bei Kindern und Jugendlichen aufgrund zweier Befundkomplexe erfolgen: Entwicklungsstand bzw. Durchbruchzeiten der einzelnen Milch- und Dauerzähne und Verwachsung der sog. Epiphysenfugen. In den Epiphysenfugen befinden sich Zellen, die das Längen- und Größenwachstum der Knochen durch Um- und Aufbauvorgänge bewirken. Mit dem Abschluß des Längenwachstums verknöchern bzw. verwachsen diese Fugen vollständig.

Auch beim Erwachsenen bilden die Zähne, und zwar ihr Abnutzungsgrad, eine wichtige Diagnosegrundlage. Jedoch sind dabei die Ernährungsgewohnheiten prähistorischer Bevölkerungen zu berücksichtigen. Weiters werden zur Altersschätzung noch Veränderungen an den Gelenken von Oberarm und -schenkel, Schlüsselbein und Schambein sowie die Verknöcherung der Schädelnähte herangezogen.

Demographie

Die Analyse der nach den soeben beschriebenen Kriterien vorgenommenen Individualdiagnosen erlaubt Aussagen zu den Sterblichkeitsverhältnissen. Berechnungsvoraussetzungen sind eine vollständige Erfassung des betreffenden Gräberfeldes, Kenntnis der Belegungsdauer und Differenzierung verschiedener Zeithorizonte sowie Charakter der Nekropole (natürlicher Friedhof: aus Familien zusammengesetzte Bevölkerung; mechanischer: aus speziellen Gruppen bestehende Population, wie in Klöstern oder Militärlagern).

Das körperliche Erscheinungsbild
Eine zentrale Stellung innerhalb der anthropologischen Bearbeitung eines Gräberfeldes nimmt die Frage nach dem Erscheinungsbild dieser Menschen ein. Dazu wird jedes Skelettelement vermessen. Die genaue Anwendung der Anthropometrie gestattet einerseits eine objektive Datenerfassung und andererseits die Möglichkeit, das Ähnlichkeits- bzw. Unähnlichkeitsverhältnis zu anderen Bevölkerungen festzustellen. Unterschiede, die zwischen Populationen bestehen, können auf genetische, geographische, ökologische und historische Bedingungen zurückzuführen sein. Im bevölkerungswissenschaftlichen Sinne ist eine Bevölkerung (Population) eine Gruppe von Individuen, die in derselben Region (Stadt, Land, Staat) leben. Innerhalb dieser besteht natürlich eine Vielfältigkeit in der genetischen Ausprägung der Merkmale, da jeder Mensch (eineiige Zwillinge ausgenommen) wohl mit keinem anderen übereinstimmt. Um eine Population trotzdem charakterisieren zu können, wird ein statistischer Mittelwertstyp definiert.

Paläopathologie

Bei der Bearbeitung eines Gräberfeldes kommt der Pathologie (Lehre von den Krankheiten) eine wichtige Rolle zu.

Die Aufgabe der Paläopathologie liegt in der Erforschung der Krankheiten und Todesursachen des Menschen in vergangenen Zeiten. Es kann sowohl das Leiden eines einzelnen Menschen als auch die Häufigkeit bestimmter Erkrankungen innerhalb einer Bevölkerung festgestellt werden. Diese Teildisziplin trägt somit wesentlich zur Erfassung und Interpretation von Umwelt- und Lebensbedingungen in der Vergangenheit bei.



Literatur: B. HERMANN, Geschichte der Leichenbranduntersuchungen, Fornavaennen 75, 1980, 20ff.

R. KNUSSMANN, Anthropologie - Handbuch der vergleichenden Biologie des Menschen, Bd. I., 1988. S. RENHART, Anthropologie: den Menschen von St. Prokulus auf der Spur. Ausstellungskatalog: St. Prokulus

in Naturns - Ergrabene Geschichte. Von den Menschen des Frühmittelalters und der Pestzeit (Schloß Tirol), 1991, 153ff.

J. WAHL, Leichenbranduntersuchungen: Ein Überblick über die Bearbeitungs- und Aussagemöglichkeiten von Brandgräbern, Wiener Prähistorische Zeitschrift, 57, 1982.







Ossimo - Stele Nr. 9 con inciso disco solare. Foto: Zerla

Un villaggio preistorico di 6000 anni fa.

L'insediamento si troverebbe sotto la coltre erbosa dell'altopiano di Ossimo, Borno e Lozio, a 1400 m s.l.m. ai piedi di una grande roccia!

È ormai risaputo che l'altopiano Ossimo - Borno - Lozio si è qualificato in campo mondiale per la scoperta delle statue stele effettuata nel 1988 presso i siti OS4 Asinino, OS5 Passagrop e OS6 Pat, tre siti scoperti da me e dalla mia famiglia, ubicati a poca distanza uno dall'altro e tutt'oggi in fase di studio da parte del prof. F. Fedele dell'Università di Napoli e della dott.ssa Poggiani della Soprintendenza della Lombardia. La realtà preistorica sull'altopiano, dopo le nostre scoperte con la collaborazione di amici e gli studi fatti da Anati, Fedele e Poggiani, ha fatto nascere in noi la curiosità di ricercare dove l'uomo del Mesolitico e del Calcolitico, che qui era vissuto, potesse aver dimorato sul territorio per centinaia di anni.

In noi restava quest'interrogativo e così da circa tre anni abbiamo

cominciato la ricerca per individuare tracce di insediamento o ripari sotto la roccia. Già presso la Soprintendenza avevamo denunciato nel 1988 un'anomalia sul territorio di Pat dove scoprimmo le 5 stele, tuttora in fase di studio e scavo da parte della Soprintendenza. A nord di questo sito si possono notare una decina di depressioni nel terreno, intersecate tra di loro, che fanno pensare ad un possibile villaggio preistorico celato sotto la coltre erbosa, e qui ancora un acquedotto creato con grossi massi che attraversando la montagna si reca alla vicina valle dell'Inferno; ora l'acquedotto si presenta parzialmente distrutto e abbandonato da tanto tempo.

Durante questi 3 anni di ricerca si sono potute individuare alcune piccole grotte, che non presentano



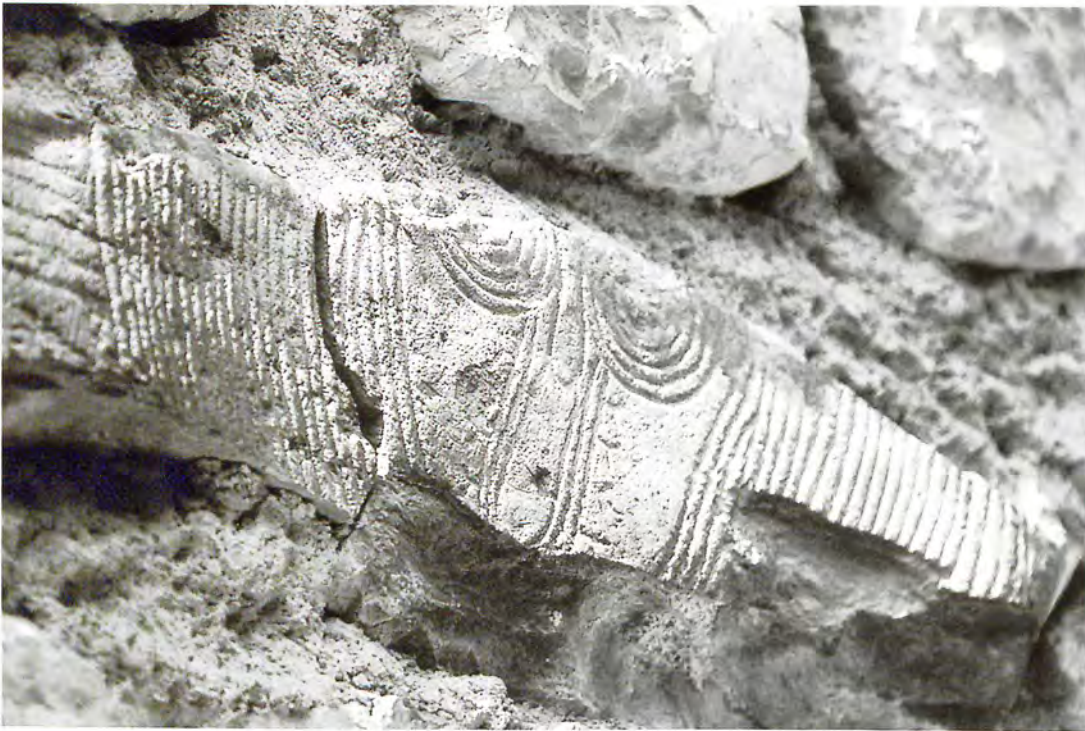
Questi grossi fori nella roccia potrebbero essere serviti per l'impianto di insediamento di un villaggio di 6000 anni fa. Foto: G. Bodini

però indizi tali da poter essere prese in considerazione. Nel frattempo la nostra ricerca ha fatto sì che in valle di Lozio trovassimo un frammento di statua stele inserito nel muro di una baita e grossi massi con incisi dischi solari e coppelle: ad un'indagine approfondita questi massi potrebbero rivelarsi statue stele, ma è strano che sullo stesso masso vi siano due dischi solari, anomali per la loro forma visto che all'interno del disco si può notare una piccola coppella, creando così l'effetto di una incisione a forma di grande occhio. Un grosso menhir con numerose coppelle lo abbiamo individuato anche sulle pendici del monte Altissimo di Borno ad un'altezza di circa 1400 m s.l.m., ma questo sarà motivo di ulteriori approfondimenti. Non è di questo che qui si vuole ora parlare bensì di un probabile, singolare, spettacolare e unico

grande possibile insediamento sotto roccia che potrebbe aver avuto origine millenni di anni orsono, e poi probabilmente frequentato fino ad età storica, e certamente ritenuto semplicemente anomalo da tanti locali e gitanti trovatisi a passare sul luogo.

Io azzarderei una provocazione e daterei il sito all'età fine neolitico o calcolitico, questo in base ad analogie e comparazioni di ciò che si conosce in altre realtà. Senza dubbio questa scoperta verrà messa in discussione, e susciterà un dibattito aperto tra gli addetti ai lavori, ma questo è ciò che mi auguro avvenga poichè ho delle buone ragioni per sostenere e azzardare le mie tesi.

Il sito in questione si trova a circa 1400 m s.l.m. e si presenta ai piedi di una grande roccia sviluppandosi per una lunghezza di circa 130-150



Borno 3 - Frammento di stele murato in un edificio. Foto: G. Bodini

metri. L'altezza della roccia varia dai 30 ai 50 metri presentando alla base un lungo corridoio sconnesso, in parte sostenuto da grossi muri a secco e in parte scavato nella roccia, variando così la sua larghezza da 3 a 7 metri. Ai piedi della grande roccia vi è un sentiero parzialmente scavato nella montagna e delimitato da muri a secco costruiti con grossi massi tufacei; tra il sentiero e la base della roccia si trovano piani rialzati perimetrati da muretti che creano vani di misura variabile tra i 12 ed i 16 metri quadrati. Questo lungo corridoio alla base della roccia è poco accessibile dalla parte verso valle che presenta una pendenza accentuata verso la via Mala della Presolana e il torrente Dezzo. Sulla parete della roccia si può notare uno svariato numero di buche che potrebbero essere servite per innesti o impianto di grossi e piccoli pali,

di diverse misure varianti da cm. 10x10 a cm. 20x25 e cm. 30x35, oltre a buche circolari della profondità di 15-25 cm.

Questi grossi fori nella roccia si trovano ad un'altezza variabile, da 80 cm sino a 7 metri, e in alcune parti questi formano file distanziate 50 cm e variano sino a 2,20 metri; gli stessi fori sono distanti da 50 sino a 120 cm l'uno dall'altro, creando linee parallele in orizzontale per diversi tratti della roccia. Ancora oggi si trovano inseriti dei frammenti di palo ad un'altezza di circa 7 o 8 metri dal suolo, ed è probabile si siano salvati perchè riparati dall'acqua, essendo la roccia molto pendente in avanti creando così un grande riparo naturale. Dunque questo è forse l'impianto di un insediamento sotto roccia? È di età molto antica? Può essere ciò che noi sospettiamo? Un villaggio di 6000 anni fa?

È sorprendente ancora che quasi tutto il fronte della roccia crei di per sé un riparo dall'acqua, ma è più interessante il fatto che vi si trovino alcune grotte, e tra queste due di notevole grandezza. In queste si notano bene gli interventi dell'uomo: gradini scavati nella roccia per accedere al locale, piccole e grandi nicchie per appoggiarvi suppellettili e collocarvi il focolare. Sulla lunga parete rocciosa si possono notare almeno 20 tracce lasciate da fuochi, distribuiti nel riparo in questione; le tracce di fumo sulla parete stanno a dimostrare la lunga permanenza di attività nei presunti vani abitativi. Vi sono ancora due elementi fondamentali per poter sostenere l'importanza del luogo: una sorgente d'acqua ai piedi della grande roccia, che tuttora i contadini utilizzano per la frequente attività, e le ottime condizioni per alpeggiare con animali, essendo questo sito immerso in grandi e assolati pascoli e fitte pinete. Tutto questo spazia sul bellissimo panorama della valle di Scalve e della Presolana, cosicchè il sito si trova esposto al sole per tutta la giornata, condizione questa indispensabile anche per una permanenza stabile e ideale perchè qui si potesse vivere anche nelle stagioni fredde.

Qui l'uomo sicuramente trovò le condizioni ideali per vivere riparato durante l'inverno, grazie anche alla roccia che riflettendo il calore rendeva più accogliente riscaldandone gli ambienti.

Il sito che io qui ho illustrato e che sostengo essere di età preistorica mi ha fatto ipotizzare un insediamento capace di ospitare circa una ventina di individui, un nucleo familiare ideale per vivere in autonomia, un clan di persone dedite alla pastorizia, alla caccia, alla raccolta di tuberi e bacche e successivamente dedite

all'agricoltura, e qui il terreno si presenta ottimo e fertile ancora oggi. Per ora direi che la mia descrizione di questo sito sia sufficiente per interrogare chi è archeologo, antropologo; ciò vale anche per gli amici che mi seguono in questa passione che mi vede impegnato con la mia famiglia e che ci ha visti protagonisti di sensazionali scoperte archeologiche.

Spuren einer prähistorischen Siedlung in der Val Camonica

Die Val Camonica (Provinz Brescia) ist schon seit Jahrzehnten wegen ihrer prähistorischen Funde und Felszeichnungen bekannt. Der geschichtsinteressierte Gian Carlo Zerla hat sich gemeinsam mit seiner Familie die Frage gestellt, wo in der Val Camonica die Schöpfer dieser urgeschichtlichen Zeichnungen ihre Siedlungen hatten. Nach dreijähriger Suche will er nun am Fuße einer Felswand auf 1400 Metern ü.d.M. im Bereich des Hochplateaus von Ossimo, Borno und Lozio fündig geworden sein. Zerla glaubt anhand von Mauerresten und anderen Spuren eine Siedlung ausfindig gemacht zu haben, deren Ursprünge in die jüngere Steinzeit zurückreichen könnten. Am Fuße der bis zu 150 Meter aufragenden Felswand hat er neben den genannten Mauerresten Gangsysteme und kleine Felsöffnungen gefunden, die nun von Archäologen zu untersuchen und zu bewerten sind. Nach den Vorstellungen von Zerla könnten dies die Reste einer 6.000 Jahre alten dörflichen Siedlung sein. Die klei-

nen zehn bis 25 cm tiefen Felsöffnungen interpretiert er als Auflager für die tragende Holzkonstruktion einer Überdachung, die Mauerreste könnten Häuserwände gewesen sein.

Der passionierte Hobbyforscher hat im Felsenbereich auch zwei Höhlen mit aus Stein gehauenen Stufen und Nischen gefunden. Auch Spuren von Feuerstellen sind vorhanden. Die These von der menschlichen Siedlung wird auch durch das Vorhandensein einer Wasserquelle und durch die Nähe von ergiebigen Hochweiden gestützt. Dazu kommt noch, dass sich der mögliche Fund-

ort in sonnenexponierte Lage befindet und die Felswand in kälteren Jahreszeiten Wärme speichert und abstrahlt.

Gian Carlo Zerla kalkuliert, dass in prähistorischen Zeiten bis zu zwanzig Menschen diese Siedlung bevölkert haben könnten, also eine ganze Sippe, die sich dem Hirtendasein, der Jagd, dem Sammeln von Beeren und Knollen und dem primitiven Ackerbau hingeeben hat.

Die Archäologen sind auf diese Beobachtungen und Thesen hingewiesen worden, sie haben diese nun wissenschaftlich zu untersuchen und zu ergründen.

Una delle stele dell' altopiano. Foto: Zerla



Ausilio Priuli



Panoramica sull'Archeopark di Boario Terme. Valcamonica. Foto: G. Bodini.

Un grande museo all'aperto per viaggiare nel tempo e rivivere la preistoria.

La ricerca archeologica e preistorica in particolare, per la serietà con la quale viene svolta, implica un costante impegno nella formulazione e applicazione di metodi d'indagine sempre più sofisticati, imponendo, nello stesso tempo, la collaborazione di specialisti di varie discipline scientifiche, i risultati che ne conseguono sono di alto livello scientifico, offrendo agli addetti ai lavori conoscenze fino a pochi anni fa nemmeno lontanamente immaginate. Si pensi, ad esempio, ai risultati conseguiti nello studio interdisciplinare di Ötzi e del suo armamentario.

Tuttavia, quasi sempre, i frutti della ricerca li assaporiamo noi studiosi, che ci autograttifichiamo, in una cerchia ristrettissima di addetti ai

lavori, per i traguardi raggiunti e non ci preoccupiamo degli altri, dei cittadini comuni, spesso nemmeno dei cultori, degli appassionati e tanto meno di coloro che potrebbero un giorno essere i continuatori e gli innovatori della ricerca.

Quindi siamo soliti esporre gli assunti con linguaggio per gli altri ermetico ed eccessivamente tecnico ed i materiali archeologici come pezzi da collezione più per soddisfare noi stessi che non la gente che ha veramente bisogno di conoscere e di capire.

Tante volte le persone "non addette ai lavori" entrano in un museo archeologico e passano in rassegna oggetti, vasi, statue ed una infinita quantità di altri oggetti; certe cose possono provocare momentaneo



Le palafitte nell'Archeopark. Foto: G. Bodini

stupore, altre curiosità, altre ancora incredulità, ma in genere tutte rimangono oggetti morti, freddi in bare di cristallo e da essi quasi non traspare dell'uomo che li ha prodotti e usati e tanto meno del tempo, della vita, dell'ambiente, della cultura della quale sono espressione; la lama in serpentino di un'ascia è solo una pietra verde e lucida priva di anima, che quasi nessuno riesce a capire come sia stata lavorata, immanicata e usata; un vaso in terracotta è solo un recipiente e quasi nessuno è stimolato a conoscere i processi produttivi dello stesso, le tecniche decorative, le funzioni in rapporto alle forme e alle dimensioni; un'arma evoca atti violenti e niente altro, e poi tutto cade nell'oblio quando si esce dal museo, perchè lo stesso non ha fatto nulla per far incontrare l'uomo del passato con il visitatore. Quest'ultimo è come se avesse letto

uno studio rigoroso e scientifico, ma redatto con un linguaggio che non gli è familiare.

Se vogliamo preparare le nuove generazioni alla ricerca, se vogliamo indurre al rispetto dei beni culturali e alla loro valorizzazione dobbiamo, partendo soprattutto dal mondo scolastico, mettere tutti in grado di capire e ciò è possibile solo se ci spogliamo della nostra presunzione e, con cautela, serietà e, nello stesso tempo, semplicità ci preoccupiamo di far rivivere il passato, di attualizzarlo o, meglio ancora, di trasferirci nel passato. Oggi un museo deve essere vivo ed i materiali in esso conservati debbono rivivere attraverso simulazioni, ricostruzioni, manipolazioni, attraverso laboratori nei quali l'utente diventi attore per stimoli non imposti, ma suscitati per gradi. Si parla per esempio di preistoria



Attività sperimentali nell'Archeopark. Foto: G. Bodini

alpina, ma come può un bambino di terza elementare capire l'uomo di quel lungo periodo di tempo se non visualizza ambienti, strutture, abitazioni, campi coltivati, recinti per animali, boschi con bacche e selvaggina e non manipola gli strumenti, le armi, le materie prime usate dall'uomo della preistoria?

Non basta un disegno di capanna o di palafitta per far capire come fossero quelle strutture abitative: il bambino (e lo usiamo come esempio di utente che vuole capire) deve poter avvicinarsi in piroga a quella casa sull'acqua o su sponda, deve poter provare a catturare con le mani una trota in un ruscello, deve poter usare un'ascia di pietra o di bronzo, un raschiatoio o un falchetto di selce, deve poter intrecciare frasche flessibili per realizzare le pareti di una capanna, deve macinare il grano con una pietra su un'altra e allora,

trasferito nel tempo di quelle cose, le vivrà con spirito di avventura, sperimentando in prima persona ciò che astrattamente ha conosciuto attraverso i libri.

Parallelamente ai musei- vetrina oggi sono indispensabili laboratori archeologici didattici e, ancora di più, musei interattivi all'aperto: veri e propri parchi tematici da vivere in modo che l'utente possa realmente entrare in una grotta che ospita pitture e addirittura provare ad usare le ocre per dipingere, sedersi in un riparo mesolitico, impugnare un arpione, scoccare una freccia; possa vivere anche per più giorni in una fattoria neolitica, a contatto con gli animali, e mietere il grano o il lino; possa dormire in una palafitta e, durante il suo soggiorno manipolare l'argilla, fare, cuocere ed usare vasi di terracotta, filare, tessere, ecc. Così, non c'è dubbio, imparerà a



Attività sperimentali nell'Archeopark. Foto: G. Bodini

conoscere meglio se stesso, cosciente di essere il risultato della somma delle infinite esperienze fatte dall'uomo del passato.

Anschauern, Verstehen und Erleben

Archäologen, Anthropologen und andere Wissenschaftler aus verwandten Gebieten denken immer konkreter darüber nach, wie sie in interdisziplinärer Arbeit ihre Ergebnisse einem breiten Publikum noch fachgerecht, aber doch auch allgemein verständlich vermitteln können. In den Museen werden Besuchern wertvolle Schaustücke präsentiert, diese erzeugen Neugier, Erstaunen oder auch Skepsis, aber meistens sind sie zu wissenschaftlich und zu abstrakt aufbereitet und deswegen sind sie nicht richtig erleb-

bar. Außerdem fehlen dem fachunkundigen Publikum Vorkenntnisse über die zeitliche und kulturelle Einordnung der Schaustücke, über die Verwendungszwecke und die Technik, mit der die Menschen der Urzeit diese Gegenstände geschaffen und wie und was sie damit gearbeitet haben.

Deswegen wird es notwendig, dass Schüler und Museumsbesucher zusätzlich zu den Schaustücken auch noch eine konkrete Einsicht in die Bereiche des Lebens vor Tausenden von Jahren mitgeliefert bekommen. Dazu genügen wissenschaftliche Erklärungen nicht mehr, das Museum muss zum aktiven Erlebnisfeld werden, wo Schüler in ein nachgebautes Boot steigen können, sich in einen steinzeitlichen oder metallzeitlichen Unterschlupf setzen können, wo sie mit Steinen, urtümlichen Bronze- oder Eisengegenständen oder mit Tonmasse nach uralter Manier arbeiten können. Sie gehen

dabei auf eine Zeitreise, die sie das Leben und Arbeiten in der Urzeit erfahrbar macht.

Nur so können die heutigen Menschen das Leben von damals, die großen Entwicklungslinien und die kulturellen Fortschritte verstehen. Und dies alles trägt dazu bei, dass sich der Mensch im Allgemeinen besser verstehen lernt.

Archäologiepark in Boario Terme (Val Camonica)

Der Archäologe Ausilio Priuli hat in einem Freilichtmuseum (Archeopark) in Gattaro bei Boario Terme das Leben der Urzeitmenschen nachgebaut. Auf einem zehn Hektar großen Areal hat er aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse eine Höhle angelegt, Pfahlbauten errichtet, eine Wohn- und eine Handwerkersiedlung gebaut. Das Museumskonzept baut auf das Erleben und Probieren auf. Die Besucher können bäuerliches Gerät aus der Steinzeit in die Hand nehmen und auf dem Feld urchümliches Getreide

wie Hirse und Spelt oder auch Flachs betrachten. Auf dem jungsteinzeitlichen Bauernhof werden Ziegen gehalten. In der Wohnsiedlung wird gezeigt, wie die Menschen vor 3.000 Jahren ihren Hausstand organisierten und sich vor Eindringlingen zu schützen versuchten. Die Handwerkersiedlung vermittelt einen Eindruck von den Fertigkeiten der Menschen vor 2.500 Jahren.

Dieses Freilichtmuseum ist nicht bloß zu durchwandern und zu besuchen, eigene Animatoren führen in das Leben der Urzeit ein. So können die Besucher auf urchümliche Weise Feuer machen, den Webstuhl betätigen, auf Einbaum oder Floß die Pfahlbauten erreichen.

Adresse:

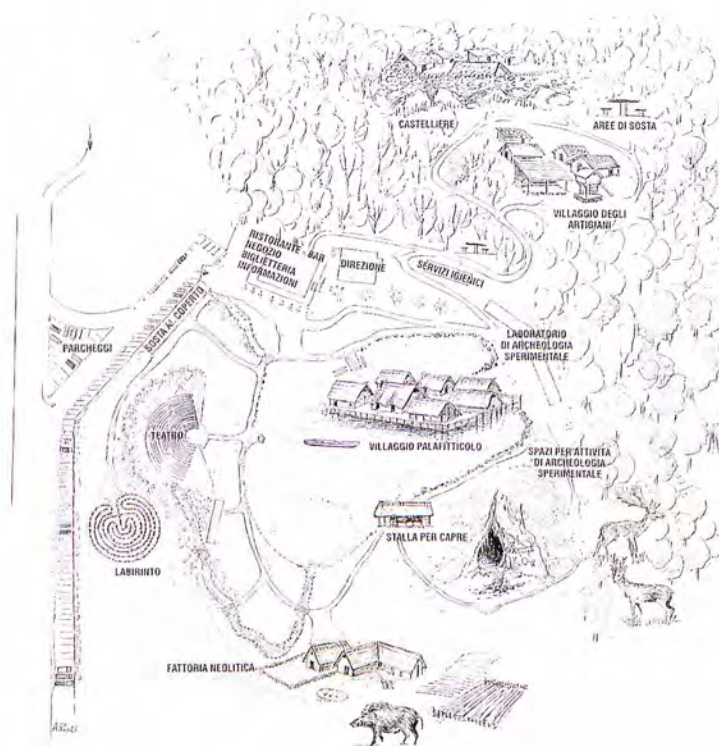
Archeopark

Località Gattaro

Boario Terme

www.boarioterme.com/archeo.htm

Öffnungszeiten Dienstag bis Sonntag von 9.00 Uhr bis 17.30 Uhr



Gianni Bodini



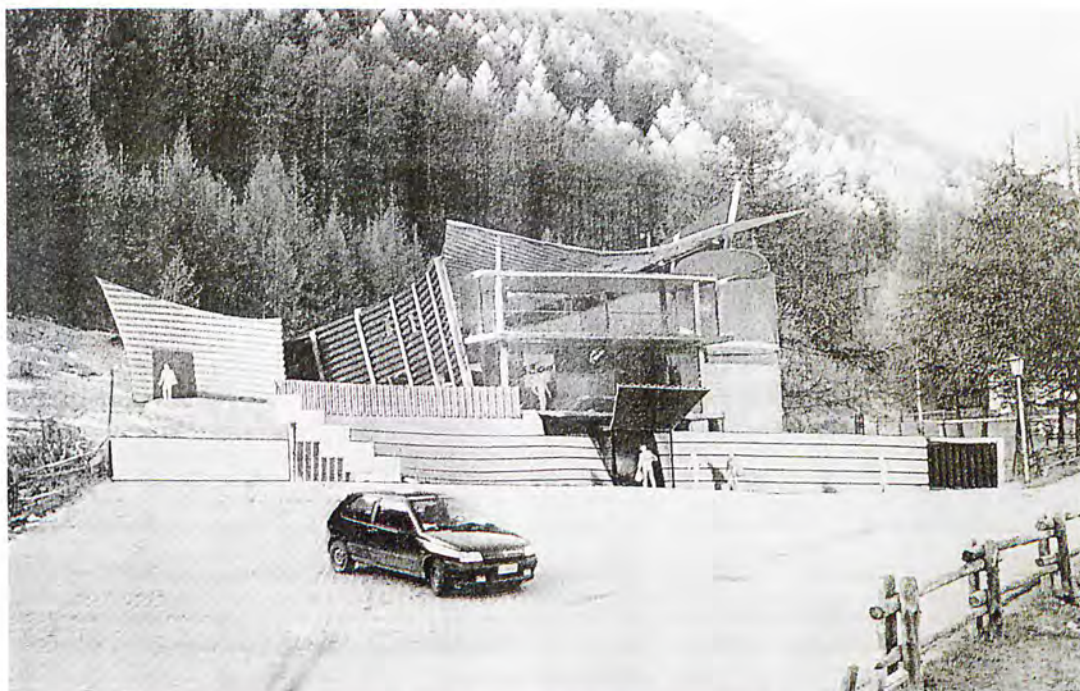
Tisenjoch - 3210 m: Die Fundstelle des Mannes aus dem Eis.

Archäologische Wanderwege ...

Schon 1992, ein Jahr nach der Entdeckung des Mannes aus dem Eis, trug sich der Bürgermeister des Schnalstales, Hubert Variola, mit dem Gedanken, einen Archäologie-Weg (Pfad) zu verwirklichen. Die Ergebnisse der Grabungskampagne des leider verstorbenen Dr. Bernardino Bagolini bewogen auch den Kulturverein Schnals und die Vereinigung Pro-Vita Alpina, dieses Projekt zu verwirklichen, das wir hier vorstellen. Wir schlagen eine Reihe archäologischer Wanderungen auf den Spuren des Mannes aus dem Eis vor. Sie führen zu archäologischen Fundstellen entlang uralter Verbindungswege durch das Schnalstal, den Vinschgau und das Ötztal. Für die Zukunft sind solche Wandervorschläge auch für das

Pfossental, Passeier, Matsch und wiederum für das Schnalstal geplant. Die Wege sind mit dem Buchstaben "A" (Archäologie), einer fortlaufenden Nummer und stilisierten Axt des Mannes aus dem Eis markiert; die eigentlichen archäologischen Fundstellen sind mittels Kupferstelen kenntlich gemacht, versehen mit kurzen Erläuterungen, die weitere Informationen bieten. Die einzelnen Blätter der Mappe beschreiben detailliert den Verlauf der Wanderungen.

Herausgeber / Informationen:
Kulturverein Schnals
Karthaus Nr.100
I-39020 Schnalstal
Tel. 0473 - 67 70 06
Fax 0473 - 67 72 14
Erhältlich in allen Buchhandlungen



Ein Projekt des Kulturvereines Schnals, der Gemeinde Schnals und des Programmes Interregg II. Standort: Unser Frau im Schnalstal (Südtirol). Träger: Kulturverein Schnals. Konzeption und Projektkoordination: Dr. Silvia Renhart.

... Archäologiepark - Schnals

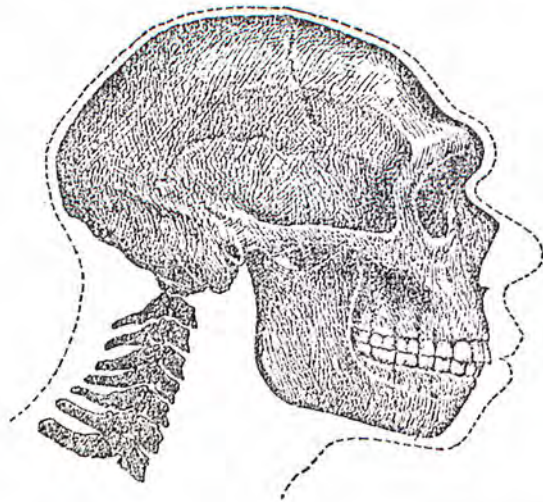
Der Mann aus dem Eis.

Auf einem Areal von ca. 7.400m² entsteht im Schnalstal, dem Lebensraum des Mannes aus dem Eis ein Archäologiepark, welcher sich die neuesten Erkenntnisse der Ötzi-Forschung zunutze macht.

Neben einem Erlebnishaus, in welchem dem Besucher Themen (Klima, Vegetation, Ernährung, usw.) rund um den Gletschermann ansprechend und spannend präsentiert werden, entstehen Hausrekonstruktionen aus der Zeit (Kupferzeit), in der der Eismann lebte. Auf den Versuchsfeldern werden Urgetreide wie Emmer und Einkorn gepflanzt. Der Besucher kann vom Bestellen des Feldes bis zur Ernte und Weiterverarbeitung des Getreides teilhaben und sich aktiv betätigen. Von ge-

schulnten Leuten wird demonstriert, wie z.B. zu Ötzi's Zeiten gekocht wurde, wie Kleider hergestellt werden, wie diverse Geräte und Waffen aus den verschiedensten Rohstoffen - wie z.B. Feuerstein - angefertigt wurde und vieles mehr. Auch der wissenschaftlichen Forschung ist breiter Raum gewidmet, so werden auf dem Areal neuartige paläobotanische Forschungen durchgeführt, die weitere Erkenntnisse für die Erforschung des Alpenraumes zulassen.

Schon während der Umsetzungsphase (Start Sommer 2000) besteht die Möglichkeit am Aufbau der kupferzeitlichen Rekonstruktionen mitzuwirken! Führungen während der Bauphase sollen ständig den aktuellen Stand darstellen.





AHNEN HABEN KURZE BEINE

Ahnenkult

Nie wird so viel gelogen, wie wenn es um die Ahnen geht. Das fängt schon beim Ursprung der Menschheit an: der eine sagt, wir stammen vom Schimpansen ab, der andere von einem Klumpen Lehm. Beides ist falsch, bestenfalls halbrichtig. Auf jeden Fall tendenziös.

Familiengeschichte, ob nobel oder gewöhnlich, ist immer zur Hälfte Legende. Eine jüdische Großmutter wird bald hervorgehoben, bald weggelassen, je nach den Wendungen des Zeitgeists. Die Tiroler Adligen Völs-Colonna haben einen angeblichen Vorfahren Colonna an den Haaren herbeigezogen, weil diese römische Fürstenfamilie, ihrerseits angeblich, auf Julius Caesar zurückgeht. Will man den wirklich als Vorfahren haben? Ein Unterländer namens Poli erzählte mir neulich, der Name seiner Familie gehe auf Marco Polo zurück. Von mir aus auf den Nordpol, oder auf die Poli-zei! Wenn einer andeutet, dass seine Urgroßmutter ihre Existenz dem Seitensprung eines österreichischen Erzherzogs verdanke, so kann man Gift darauf nehmen, dass es der Briefträger war (so oft, wie man diese Geschichte hört, konnten auch die Fürsten nicht). Die Frage ist nur, welche Art Geschichte man lieber erzählt. Manche haben das Bedürfnis, ihr Selbstbewusstsein, die sogenannte Identität, aus der Vergangenheit abzuleiten. Das kann man tun, wenn man sonst nicht weiss, wer man eigentlich ist. Vernünftiger scheint mir, die eigene Existenz aus der Art und Weise zu definieren, wie man mit der heutigen Welt fertig wird. Und zum Teufel mit den Erzherzögen und den lustigen Briefträgern.

Ganze Völker mogeln sich ihre Ahnen zurecht. In der Schule haben wir gelernt, dass wir alle von den Römern abstammen. In einer anderen Schule, nach 1943, waren wir plötzlich alle Germanen. Wie es den Herrschaften beliebt! In der Heimatzeitschrift stand hinwiederum, dass unser Alpenvolk illyrischen Ursprungs ist. Von mir aus. Ich

weiss nicht, wer die Illyrer waren, wohl ein Bauernvolk im Balkan mit platten Hinterköpfen und starken Nasen. Deswegen sehen wir Tiroler so aus und die Türken auch: Germanen und Romanen haben mehr Schädel hinter den Ohren als wir (dafür haben wir die dickeren Schädel). Dann aber hieß es auf einmal, es seien Ligurer gewesen, die unser Land besiedelt haben. Mich wundert schon gar nichts mehr. Und mir ist es eigentlich gleich. Genetiker behaupten, dass sich der Mensch vom Affen nur um 2% seiner Gene unterscheidet, 98% haben alle Primaten gemeinsam. Da bleibt nicht viel Spielraum für die Unterschiede zwischen verschiedenen Menschenrassen. Wieviel Prozent der Gene machen den Unterschied zwischen Romanen, Germanen, Illyrern und Ligurern aus?

Sicher weniger als die, die einen gescheiterten Ligurer von einem dummen unterschieden, oder einen kräftigen Illyrier von einem schwächlichen. Und sehr viel weniger als die, die aus einem Affen einen Menschen machen.

Archäologie ist Ahnenforschung unter der Erde. Auch hier mischt sich von alters her Dichtung und Wahrheit. Gottseidank gibt es neuerdings physikalische Methoden, mit denen wenigstens das Alter der ausgegrabenen Gegenstände und Menschenreste mit einiger Genauigkeit bestimmt werden kann. Vorausgesetzt, dass man gewillt ist, solche Methoden rückhaltlos anzuwenden. Aber auch das hilft nicht viel gegen die Tendenz, in erster Linie Mythen, nicht Fakten, auszugraben.

Dauids Schleuder und die Liebesgöttin Astarte

Im Israel-Museum in Jerusalem kann man in einem Glaskasten den sogenannten "Schatz vom Toten Meer" bewundern, hunderte von apfelgroßen, schmucklosen Kugeln mit einem Loch, und eine kleinere Zahl von röhrenförmigen Gebilden mit verschiedenen Verzierungen, alles aus einer Art Bronze (Kupfer-Arsen Legierung) aus dem zweiten Jahrtausend vor Christus. Das Ganze wurde vor einigen Jahrzehnten in einer Höhle am Toten Meer gefunden und sofort kultisch gedeutet, als "Szepter", die bei Prozessionen von weisgottwelchen vorjüdischen Priestern herumgetragen wurden.

Meine Tochter (Physikerin) und ich standen vor der Vitrine und waren uns sofort einig: dies ist ein Waffenarsenal, keine Sakristei. Wir stellten uns die Schleuder vor, die man aus einer solchen Kugel, einem hineingesteckten Stock und dem hohlen Szepter machen konnte, um das Projektil sehr viel weiter zu werfen als es sonst möglich wäre (dafür gibt es gute physikalische und physiologische Gründe). Wir sprachen mit dem Direktor des Museums und baten ihn, die Exponate genauer besichtigen zu dürfen. Das sei unmöglich, sagt er, weil dieser kostbare Schatz als nationales Erbe unter dem direkten Schutz der israelischen Regierung stand. Wir wurden mit einer Archäologin des Museums abgespeist, die uns freundlich belehrte und ihre eigenen Schriften zu lesen gab. Der Schatz, das wisse sie bestimmt, stammt aus einem Tempel, der dem Kult der babylonischen Liebesgöttin Astarte gewidmet war. Woher sie das wisse, wieso ausgerechnet Astarte? Die Form der Gegenstände, sagt sie, Kugeln und Rohre, lasse keinen Zweifel an dem Bezug zu einer Liebesgottheit zu.

Vor meiner nächsten Reise nach Israel ließ ich mir von schwäbischen Meistern König Dauids Schleuder nachbauen. So hatte ich sie genannt, um bei den bibeltreuen Schwaben (und bei den Israelis) Verständnis für ein Projekt zu gewinnen, dem sie zunächst mit Argwohn und Ironie begegneten. Mein Ansehen war sofort wiederhergestellt, als wir die Schleuder im Institutsgelände ausprobierten. Ich konnte damit die Kugel mehr als doppelt so weit schleudern, als es die kräftigsten und geschicktesten Burschen unserer Werkstatt mit freier Hand konnten.

Ich nahm die Schleuder zerlegt in meinem Handgepäck auf dem Flug mit. Die Herren von der israelischen Sicherheitskontrolle, der strengsten der Welt, gaben sich mit dem Hinweis zufrieden, dass Röhrechen, Stab und Kugel für ein Experiment zusammen mit israelischen Kollegen (wie heißen die? wie alt? an welchem Institut?) benötigt wurden. Dass ich damit, wenn ich wollte, dem Kapitän des Flugzeugs von weitem den Kopf einschlagen konnte, sagte ich nicht.

Bei meinem Vortrag über Physik und Physiologie der Bewegung an der Hebräischen Universität in Jerusalem habe ich zum Schluss, als Zugabe, das Geheimnis des Schatzes vom Toten Meer gelüftet. Ich hatte eine harmlosere Ausführung der Schleuder aus Gummi und Plastik mitgebracht. Das Projektil prallte von der Rückwand des grossen Hörsaals zurück und landete im Schoß eines verduzten Kollegen, der in der ersten Reihe saß. Seither ist in Jerusalem die Diskussion über Davids Schleuder nicht mehr verstummt. Dafür hört man jetzt weniger von der babylonischer Liebesgöttin reden.

Eine Erzählung aus der Heimat.

Am 31. April 2009 war es endlich soweit: die Landeshauptmänner von Nordtirol und vom Trentino trafen sich am Brenner zur Proklamation des gemeinsamen Landes Tireurol und zur feierlichen Segnung des neuen Landeswappens (auf der rechten Seite roter, auf der linken schwarzer Adler auf blauem Grund umgeben von den europäischen Sternen in Gold) durch die beiden Bischöfe von Innsbruck und Trient. Eine Delegation der im Land eingebetteten, aber autonomen Provinz Bozen, deren Unabhängigkeit durch internationale Verträge mit Liechtenstein und S. Marino abgesichert war, hatte ihre Teilnahme im letzten Moment wegen unaufschiebbarer Gesprächstermine mit den Vertragspartnern absagen müssen.

Auf dem Gelände, auf dem noch Spuren seiner früheren Bedeutung als Grenzstation verbogen und verrostet aus dem Boden ragten, waren die Schützenkompanien aus dem Nordtirol und aus dem Trentino gefiedert und bewaffnet vis-à-vis postiert. Die Reden der Landeshauptleute waren überstanden, eine Fahne wurde aufgezogen, die Bischöfe standen mit ihren Weihwasserwedeln in Bereitschaft, als ein ungeheures Böllern die Ohren betäubte und den Himmel verdunkelte. Das war das Zeichen. Die Schützen liebten die Waffen fallen, liefen aufeinander zu, umarmten sich paarweise und tanzten zu den Klängen der zwei Musikkapellen, die gleichzeitig "La Montanara" und "Ach Himmel, es ist verspielt" angestimmt hatten. Die Landeshauptmänner bekamen einen Schnaps von den Marketenderinnen und tanzten dann ebenfalls miteinander.

Doch sie tanzten nicht lange. Auf der Festwiese floss Wasser, immer mehr Wasser vom Hang herunter, die Musiker standen knöcheltief im Wasser, die Schützen und die Landeshauptmänner auch. Man schaute hinauf auf die Flanke des Berges. Dort hatte sich ein großes Loch aufgetan, aus dem munter ein kräftiger Bach sprudelte. *Miraculum non est*, sagte der Bischof von Trient zu dem von Innsbruck: durch die Erschütterung beim Böllern hat sich einer der unterirdischen Bäche verlagert, die im Frühling die Stollen der alten Silberbergwerke durchfließen, und hat sich einen Weg nach aussen gebahnt. Kann sein, sagte der Bischof von Innsbruck, aber, *perspice collega*, was ist denn das? Auf den Wellen des Baches glitt eine menschliche Gestalt den Hang herunter, wurde über die überschwemmten Wiese getragen, blieb dort hängen, wo der Bach sich ungeschlüssig in einen nach Norden und einen auch Süden gerichteten Abfluss gabelte. Die Landeshauptmänner, denen es die Rede verschlagen hatte, schauten staunend bald nach oben, bald nach unten. Sie wurden erst aktiv, als sie die beiden deutschen Touristen sahen, die zufällig des Weges gekommen, den Menschen im Bach aufgehoben hatten und sich mit ihm flugs zu entfernen versuchten.

Aber schon waren die Landeshauptleute zur Stelle, nahmen den Deutschen kraft ihrer Autorität die Beute ab, stritten sich kurz über Besitzansprüche, legten den Streit bei und den Toten auf eine erhöhte Stelle zur allgemeinen Besichtigung. Professoren aus den benachbarten Universitäten Innsbruck und Trient wurden telephonisch benachrichtigt und waren binnen einer Stunde am Tatort.

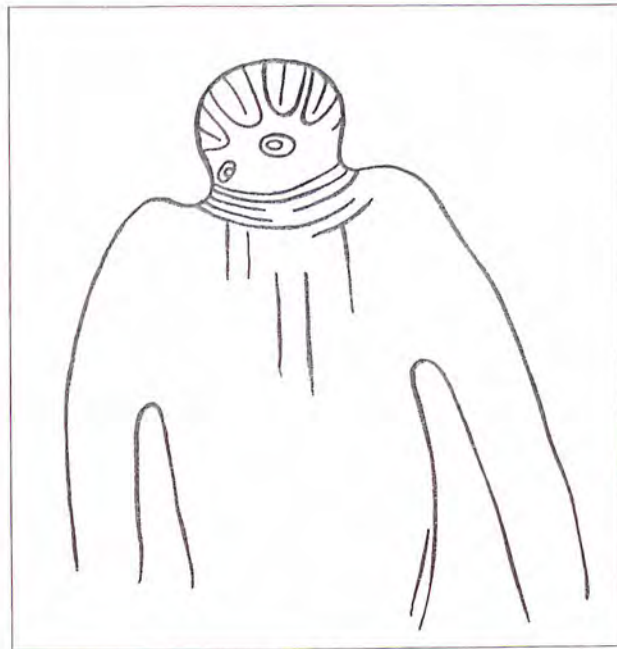
Es handelt sich um einen einzigartigen Fund. Ein ausgestopfter Tiroler aus dem Jahre 1809, mit rotem Bart und landesüblicher Kleidung. Das Alter war unschwer der Jahreszahl zu entnehmen, die kunstvoll mit Pfauenfedern auf der Bauchseite des breiten Ledergürtels eingestickt war. Was die Professoren verwunderte, war der perfekte Erhaltungszustand der Kleidung trotz des langen Aufenthalts in der nassen Höhle. Auch die Haut war makellos, offenbar kunstgerecht präpariert und dann auf die bekannte Weise mit Stroh angefüllt. Einige Strohhalme wurden später an ein spezialisiertes Laboratorium in England zur Untersuchung geschickt, wo das Alter von circa 200 Jahren zweifelsfrei bestätigt wurde. Auch die Art des Strohs, Roggen, wie er seit altersher auch in den Alpen angebaut wird, bestätigte die Echtheit des Funds.

Der ausgestopfte Freiheitskämpfer, in einem extra dafür hergerichteten Museum aufgebahrt, ist zu einer viel besuchten, allseits verehrten Reliquie aus der heldischen Tiroler Vergangenheit geworden. Auch in Fachkreisen hat er viel Aufsehen erregt. Einige Historiker wunderten sich über den sonderbaren Zufall, dass dieser Fund ausgerechnet am Tag der Neugründung Tiroles, noch dazu am Ort der schicksalhaften Begegnung zweier Landeshauptmänner gemacht wurde. Andere stellten sich die Frage, wie das menschliche Relikt in ein verlassenes Silberbergwerk gekommen war, und wieso niemand davon wusste. Und freilich munkelten die ewig Misstrauischen, dass das ganze Spektakel mitsamt der Tiroler Puppe durchaus das Werk von Untergrundkämpfern aus der Autonomen Provinz Bozen sein könnte, denen man ja Vertrautheit mit Böllern und geringe Sympathie für sprachübergreifende Verbrüderungen nachsagt.

Erwähnt wurde in diesem Zusammenhang auch der Umstand, dass der ausgestopfte Tiroler an seinem Gürtel eine Feldflasche aus Aluminium trug. Die ganz Gescheiten behaupteten zu wissen, dass dieses Metall im Jahr 1827 entdeckt und erst nach 1855 kommerziell verarbeitet wurde, also einem Tiroler Freiheitskämpfer von 1809 nicht zur Verfügung stehen konnte. Solche Kritik wurde aber nicht ernst genommen, da sie nicht in das Gesamtbild passte. Wenn das stimmt, sagten die Patrioten, so beweist das nur, dass Aluminium schon lange in unserer Heimat fabriziert wurde, ehe die übrige Welt davon Kenntnis nahm. Um dies den Schülern und Besuchern unseres Landes eindrucksvoll zu demonstrieren, wurde die Feldflasche aus Aluminium im selben Museum in einem besonderen Glaskasten neben dem berühmten Popanz von 1809 zur Schau gestellt.

N.B. Diese Erzählung ist frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit bekannten Persönlichkeiten, Mumien, Bronzebeilen aus der Steinzeit sind reiner Zufall und gehen zu Lasten des Lesers.

Hans Wielander



Schamane oder Außerirdischer aus einer Felszeichnung im Tassili, Sahara.

Razoi

Der Quarz in meiner Hand wird von blauen Aderschichten durchzogen. Im milchigen Stein zeichnen sich Finger ab. Ich betrachte das leuchtende Gebilde, während ich über scharfkantige Steine turne. Ich stolpere und falle kopfüber in die Felsblöcke.

In der Sekunde des Fallens schießen Bündel von Gedanken durchs Gehirn. Weit auseinander Liegendes rückt zusammen. Raum und Zeit schrumpfen, als ginge der Wirklichkeit die Luft aus. Nun liege ich hier zwischen den Steinen, überall Schmerzen, ich weiß nicht, wie ich mich drehen soll. Ist das mein Ende?

Ich stelle mir vor, wie dieses Tal ausgesehen haben mag, bevor der Spaltenfrost mit seinen Gehilfen dieses Steintrümmermeer entstehen ließ. Das Klima war milder, die Almen reichten viel weiter hinauf. Herauf bis zu der Stelle, die mich jetzt gefangen hält. Wie lange werde ich hier liegen? Wie lange wird die Sonne mich wärmen? Noch nie habe ich die Sonne so bewußt in ihrem Lauf beobachtet. Dabei ist mir etwas aufgefallen, besser gesagt, eingefallen: Hier in den Bergen ist die früheste Sonnenortung gemacht worden. Die Umrisse der Gebirgszüge bilden die Maßeinteilung, eine Skala des Sonnenlaufes. Die frühen Gebirgsmenschen hatten viel Zeit und suchten besondere Orte, von denen aus sie den Lauf der Sonne beobachten und eine Ordnung in das Lichtgeschehen bringen konnten. Das ist der Ursprung der Religion. Gott wohnt in den Bergen.

Der Weiler Rojen im Obervinschgau ist so eine vorgeschichtliche Bergsonnenuhr, wobei die Stelle mit der kleinen Kirche als Bezugspunkt gedient haben dürfte. Der Zehnerkopf, die Elferspitze und der Zwölferkopf im Südosten bilden ein Dreigestirn nicht nur zur Zeitmessung, hier entstehen auch die Wolken, leicht zu beobachten bei Föhnwetter. Dann bilden sich im Schoß dieses beckenförmigen Gipfelsystems langgestreckte Wolkenschiffe, die in Richtung Langtaufers gegen Norden ziehen, weit in den Norden,

vielleicht bis Skandinavien, wo Wolken als Gedanken der Riesen gelten.

Aus dem Gebirgsstock der Tschenglser Hochwand wachsen in Richtung Ortler, also gegen Westen, zwei mächtige Felskämme, die ein Hochtal mit dem rätischen Namen Razoi wie mit geöffneten Armen umschließen. Ein Hof, ein Bach, ein Tal, sie alle tragen diesen Namen, der so viel bedeutet wie „lawinengefährdetes Gelände“. Das weißschäumende Wildwasser mündet zwischen dem gleichnamigen Hof und dem Weiler Gand rechtsseitig in den Suldenbach.

Vom Razoihof stammt Fritz Kuntner, der Bergführer. Im Zaital kletterte er besonders gern, der Fritz, der nun schon lange tot ist. Deshalb trägt dort, beim Aufstieg zum Hohen Angelus, eine Felsengestalt seinen Namen. Nicht auf der Landkarte, wohl aber in der Erinnerung. Immer dann, wenn ihm das Wetter nicht gefiel, hielt er bei diesem Felsen an, erfand Ausreden und weigerte sich weiterzugehen. Ich schaue hinauf zum Bergkamm zwischen dem Zai- und Razoiital. Aufziehender Nebel streicht zärtlich um das schroffe Gestein. Nebel sind Ahnungen, Wolken sind Gedanken.

Gefallen bin ich als einer, der begeistert die Farbe und Struktur eines handtellerförmigen Quarzes betrachtete und dabei das Gleichgewicht verlor. Quarze bringen Unglück, das muß man wissen! Die Bezeichnung für dieses gesteinsbildende Mineral, also das Wort Quarz, stammt aus der böhmischen Bergmannssprache und bedeutet „Zwerg“, im Sinne eines Berggeistes, der das Erz mit diesem wertlosen Mineral verschlechtert. Quarz, Zwerg, Riesen... unsere Berge sind voll davon.

Die Wahrheit ist, daß es hier im Oberen Vinschgau bereits eine Kupfer- und Bronze-manufaktur gab, schon lange vor der Entstehung Roms; auch die schönen Glasarbeiten, die in der Ursiedlung auf Ganglegg gefunden werden, sind nicht importierte Tauschware, wie anfangs angenommen, sondern sind hier oberhalb von Schluderns entstanden. Ähnliche Glasware wurde im Gebiet von Meran, Passeier und im Oberinntal gefunden, also im Großraum um die Ötztaler Alpen herum, innerhalb dessen in frühgeschichtlicher Zeit ein reger Verkehr und Handel bestanden hat, natürlich mit zahlreichen Verbindungen in alle Richtungen. Die hier gefundenen Glaswaren scheinen sich aber auf diesen Raum zu beschränken, zumal im angrenzenden Trentino, also südlich davon, nichts Ähnliches gefunden wurde. Der wichtigste Bestandteil für die Herstellung von Glas ist Quarz. Überall drängt er aus der Tiefe, besonders am Pederfick, dem Berg, von dem herunter wir ins Razoital gestiegen sind.

Von beiden Bergflanken stürzen Gesteinstrümmen, bersten im Fallen und kollern über den Steilhang, ordnen sich nach Größe, fließen tastend über das Gelände, so als suchten sie etwas. Dieses Steingeshiebe trägt auf der Landkarte die Bezeichnung „Steinmeer“. Wasser gibt es aber keines, es versickert sofort im Geröll. Das Gelände gleicht einem gewaltigen Amphitheater mit abgesunkenen Steinstufen als Sitzreihen, in deren Zentrum, am tiefsten Punkt, ein türkisgrüner See leuchtet, der von zahlreichen Quellen gespeist wird. Angeschwemmter Sand wird von mäanderförmigen Wasserläufen durchzogen. Es bildet sich eine kleine Flußlandschaft mit leuchtendem Wollgras. Das Wasser sammelt sich hier auf dieser Bühne, um den Beifall der Zuschauer zu empfangen, zu genießen und verschwindet dann in der Geröllkulisse, um das Spiel weiter unten, von Talstufe zu Talstufe, zu wiederholen.

Hier an dieser Wasserstelle haben einst die Jäger der Frühzeit gelauert, hier und an den Übergängen, wo das Wild wechselt und wo auch mit primitiven Waffen Beute gemacht werden konnte. Hier saßen sie also, warteten und vertrieben sich die Zeit mit Fleißarbeiten. Hirten und Jäger, alle waren sie vertraut mit der heilenden Wirkung der Pflanzen, kannten den verwirrenden Lauf der Wege, die zu den höchsten Siedlungsplätzen und Almen führten. Auch Bergwerke wurden betrieben und ausgebeutet, besonders zahlreich in dieser Gegend. Die „Silberblais“ mag darauf hinweisen; die „Blais“ aber

führt uns in die vorrömische Zeit, als hier noch rätisch gesprochen wurde und bedeutet „steiler Hang“. Dieses Wort wird im ganzen rätischen Raum verstanden, entstammt also der Ursprache.

Seit der Entdeckung des Eismannes werden die Rastplätze über der Waldgrenze sorgfältig abgesucht. Überall im Hochgebirge werden jetzt Geräte oder Abschläge aus Silex gefunden. Diese Jäger und Hirten, also Ötzi's Verwandte, waren nicht nur geübte Hochtouristen, sie trieben Handel mit den Nachbarn; ihr Einfluß reichte im Süden bis zum Gardasee und in die Gegend von Verona, wo Feuersteine eingetauscht wurden.

Jetzt treffen sich in diesem sehr einsamen, fast unbekanntem Tal nur Schafe, ein paar Hirten und vielleicht Wilderer. Das Gebiet liegt nämlich im Nationalpark und darf nicht bejagt werden. Scheue Bergsteiger, die sich in diese Wüste zurückziehen wollen, kann man hier treffen und vielleicht Berggeister.

Es ist anzunehmen, daß unsere heidnischen Vorfahren besonders begabte Menschen mit priesterlichen und medizinischen Aufgaben betraut hatten. Sie mußten alles von der Zeitmessung, vom Wetter verstehen, kurz gesagt, sie waren Medizinmänner, Priester, Schamanen. Vielleicht gab es auch Priesterinnen. Die rätischen Priester haben, ähnlich den keltischen Druiden, ihr Wissen nicht aufgeschrieben. Es war also eine Geheimwissenschaft, die nur wenigen und nur mündlich weitergegeben wurde.

Zu diesen Geheimnissen zählen möglicherweise auch die Schalensteine, um deren Deutung die Archäologen einen weiten Bogen machen. Schalensteine zum Zerreiben von Farben habe ich in der Sahara, in den Wadis des Tassili - Sandsteingebirges in unmittelbarer Nähe von Felsmalereien gesehen, aber auch an Wegkreuzungen und wichtigen Jagdpunkten. Als Schalensteine werden bei uns Felsplatten mit kleinen Vertiefungen bezeichnet, die wahrscheinlich durch drehendes Reiben mit einem härteren Stein entstanden sind. Diese Schalen sind meist nußgroß, können aber auch größer sein, sind manchmal miteinander verbunden oder so angeordnet, daß sie an Sternbilder erinnern. Samen und Körner wurden in diesen kleinen Steinmühlen zerrieben, vielleicht auch Salz.

Ich stelle mir einen rätischen Priester vor, der junge Leute um sich versammelt hat. Es geht um einen besonderen Anlaß, vielleicht um die Aufnahme in die Reihe der Erwachsenen. Auf dem weitum sichtbaren Platz wird Holz herbeigeschleppt. Auf einer Felsplatte wird weißer Marmor, also Kalkstein zerrieben. Für das Fest will man sich bemalen; als Bindemittel für die verschiedenen Farben dient die Milch. Dann wird mit Ruß oder Holzkohle auf die Haut gezeichnet. Blut erhält man durch das Schlachten eines Tieres. Mit diesen Farben, mit Rot, Weiß, Schwarz beginnt die Kunst.

Die Suldner Bergführer scheinen zwar unserer Zeit anzugehören, in Wirklichkeit sind sie Schamanen aus grauer Vorzeit. Sie kennen alle Wege, bemalen sich und ihre Kundschaft mit allen möglichen Farben, bis sie aussehen wie Wilde. Bergführer wissen alles über das Wetter, geben politische Ratschläge, psychotherapieren Frauen - wenn es sein muß auch im Bett. Bergführer sind Priester. Sie führen uns zur Sonne.

Der Kuntner Fritz war vielleicht so ein rätischer Medizinmann, den ich jetzt, da ich zwischen den Steinen liege, gut brauchen könnte.

Aber was ist eigentlich geschehen? Was habe ich mir gebrochen? Der Schreck, die Angst, sie ließen mir die ganze Weltgeschichte ins Gehirn schießen. Vielleicht ist das der Ursprung der Philosophie, das Hinfallen? Langsam versuchte ich mich aus der unbequemen Lage zu befreien, konnte aber nur einige "Blaue" feststellen. Ich hatte überhaupt nichts gebrochen. Die Ursache meines Stolperns waren vor allem meine zu großen Schuhe, die zwar bequem, aber für sicheres Gehen auf Felsblöcken ungeeignet sind.

Wahrscheinlich entsteht Philosophie - ganz allgemein - durch zu große Schuhe.

Martha Canestrini



Der Ginkgo biloba - ein lebendes "archäologisches" Fossil.

Ginkgo biloba

Vielleicht ist er der älteste Baum der Welt. Möglicherweise ist er der allererste Baum unserer Erde. Er ist kein Laubbaum, obwohl er scheinbar Blätter trägt, aber auch kein Nadelbaum, weil Nadelbäume erst zweihundertfünfzig Millionen Jahre nach ihm entstanden sind. Es gelang ihm wohl als Erster, verholzte Zellen zu bilden, welche das senkrechte Hinaufleiten von Wasser und Nährstoffen erlauben. Ein Wunder. Ein wichtiger Schritt der Evolution.

Seit dreihundert Millionen Jahren lebt er auf dieser Welt. Er hatte seine Hauptverbreitung einhundertfünfzig Millionen Jahre vor unserer Zeitrechnung, gerade als die Dinosaurier begannen, von der Weltkugel langsam Besitz zu ergreifen. Überall, auch in Europa, sind von ihm Versteinerungen gefunden worden.

Entdeckt wurde er 1690 in Japan von Engelbert Kaempfer. Die Legende erzählt, dass dieser Baum in einem buddhistischen Tempelhof stand, als Kaempfer ihn zum ersten Mal sah. Der wusste vorerst gar nicht, was er vor sich hatte. Als der Forscher später, inmitten seiner gewohnten Bücher, nachdem er die Fortpflanzung, die Struktur der Blätter und der Fruchtstände des neuen Baumes studiert hatte, und bemerkt hatte, dass dies alles keine Vergleichsmöglichkeiten mit anderem Bekannten bot, und dass es diesen eigentlich gar nicht geben konnte, weil in außerordentlicher Weise einmalig; als er auf fossilen Abdrücken plötzlich Ähnlichkeiten wahrnahm; als er endlich begriff, was er da in Händen hatte, so muß ihm sicher ein gewaltiger Schrei aus der Kehle gefahren sein: Noch niemand war bisher einem "lebenden" Fossil begegnet.

Seit 1712 kennen ihn die Europäer unter dem Namen Ginkgo biloba. Dieser Name wurde ihm von Linnäus im Nachhinein offiziell bestätigt. In Pinyin-Chinesisch heißt der edle Baum Bai guo, in anderen Gegenden Ya-Chio (Entenfuß), Kung sun Shu (Groß-

water-Enkel-Baum) oder Yin Hsing (Silberaprikose). In Japan trägt er die Bezeichnung Joho; Ginkyo ist sein alter literarischer Name.

Vermutlich brachten holländische Händler um 1730 einige Ginkgo-Pflänzchen nach Europa. Schnell wurde er als Parkbaum geschätzt; die Franzosen nannten ihn "Tausend-Taler-Baum", die Engländer "Maidenhair tree", Mädchenhaarbaum. Wer ihn kennt, versteht auch schnell warum: die Blätter färben sich im Herbst hellglänzend wie Goldmünzen, wie goldblondes Mädchenhaar.

Im Jahr 1946, etwa achthundert Meter vom Krater der Atombombe entfernt, die ein Jahr vorher über Hiroshima explodiert war, schob sich aus dem Strunk eines verkohlten Ginkgobaumes zaghaft ein neues Reis mit frischem Grün. Der Ginkgo wurde von diesem Zeitpunkt an zum Symbol der Hoffnung, der Unbesiegbarkeit der Natur.

Die Vermehrung dieses Baumes gilt in der Pflanzenwelt als einmalig. Der Ginkgo biloba ist zweihäusig: es gibt also sozusagen einen Herrn Ginkgo und eine Frau Ginkgo, die ihre Samenzellen auf besondere und eigene Art und Weise entwickeln und aussenden, damit sie sich treffen mögen zu neuem Leben. Die auffälligsten Merkmale seiner Fortpflanzungswilligkeit sind kleine, rundliche, marillenähnliche Gebilde, die Frau Ginkgo im Herbst produziert und zu Boden fallen lässt. Was uns Laien als Frucht erscheint, ist für den Naturwissenschaftler einem Ei ähnlicher als einer Frucht. Dieses Ei muß von der männlichen Zelle nämlich erst befruchtet werden, das heißt, die Pollen müssen sich auf die herabgefallenen Früchte niederlassen, damit ein Embryo entstehen kann. Dieser beginnt sofort Fasern in die Erde zu treiben, schlägt dann Wurzeln und entwickelt sich allmählich zum Baum. "Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, ist der Ginkgo auf der Entwicklungsstufe der Fische stehengeblieben, bei denen die Befruchtung außerhalb des Mutterleibes im Wasser stattfindet".

Bis aus dem Embryo ein Baum entstanden ist, vergeht ein halbes Jahrhundert. Daher einer der chinesischen Namen: Der Großvater muß pflanzen, damit der Enkel ernten kann. Die Kerne des "Eies" sind im Fernen Osten als Delikatesse sehr geschätzt, sie bringen Gesundheit und langes Leben. Bei Hochzeiten werden sie rot gefärbt; sie sind immer Bestandteil der taoistischen Lebenselixiere. Mehr noch als die "Früchte", werden die Blätter medizinisch genutzt. Erst seit kurzer Zeit entdecken die abendländischen Pharmakologen das, was ihre fernöstlichen Kollegen längst wußten: die Blätter des Ginkgo enthalten Ginkgoide und Bilobalid, Moleküle, die in der Natur nirgendwoanders vorkommen. Sie besitzen gefäßaktive Eigenschaften und wirken auf den Hirnstoffwechsel des Menschen. Die Kraft des Baumes beweist sich auch in diesem Bereich.

In China legt der Gelehrte ein Ginkgo-Blatt als Lesezeichen in sein Lieblingsbuch - und dieses Blatt bewahrt die Seite vor Insektenfraß und Schimmelpilz. Auf diese Blätter werden manchmal sinnvolle Schriftzeichen gepinselt. Sie werden als Geschenk anderen Bücherfreunden weitergegeben.

Die Kosmetikindustrie schätzt die äußere Hülle der Ginkgo - "Früchte" sehr: sie gewinnt aus ihr neben anderen wertvollen Inhaltsstoffen Buttersäure, die zu Gesichtscremen verarbeitet wird. Diese Buttersäure gibt in freier Natur einen unangenehmen, fauligen Geruch ab, darum pflanzen Gärtner den männlichen Baum lieber als den weiblichen - was aber ein steriles Unterfangen ist, wie so viele andere menschliche Tätigkeiten auch.

In Japan ist der Ginkgo ein Symbol der Fruchtbarkeit. Hier kennt man ein Naturphänomen, das bisher ungeklärt geblieben ist: An sehr alten Bäumen bilden sich an der Unterseite der waagrechten Äste aus Adventivknospen runde Gebilde, Chichi genannt, die anfänglich an Frauenbrüste erinnern, dann stalaktitenähnlich vom Baum hängen. Die gebildete Schicht der Europäer war seit dem Mittelalter bis zum ersten Weltkrieg

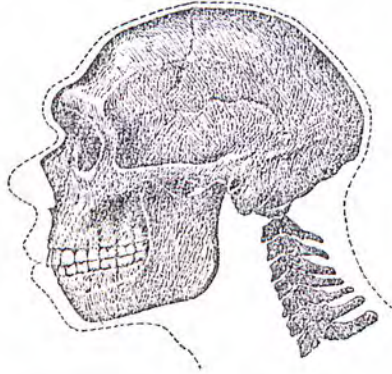
botanisch immer sehr interessiert. Herzog Karl August, Freund und Gönner Goethes, kannte beispielsweise die schönen Bäume und manche ihrer Eigenheiten recht gut. Goethe selbst, der über umfangreiche und wissenschaftlich fundierte botanische Kenntnisse verfügte, schrieb am 27. September 1815 -da war er sechsundsechzig Jahre alt- an Marianne von Willemer (zu welcher er eine sehr tiefe, innere Bindung hatte) folgendes Gedicht, das im "West-östlichen Divan" nachgelesen werden kann:

Ginkgo biloba

Dieses Baums Blatt, der von Osten
meinem Garten anvertraut,
gibt geheimen Sinn zu kosten,
wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
dass man sie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwidern,
fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
dass ich eins und doppelt bin?



Lieferbare Titel der ARUNDA:

Anton Frühauf, Meran •• Brot im südlichen Tirol •• Das Kreuz mit der Identität •
Franz Tumler •• Musik in Südtirol •• Elemente • Kinder •• Begegnung Engelsburg •
Verknüpfungen •• Hutterer • Peter Fellin •• Die Arche • Das Unterdach des Abendlandes • Alois
Kuperion •• Dauerbrenner Südtirol •• Unter schwarzbrauner Diktatur •
Heu und Stroh •• Sand und Schnee • Menschen in den Alpen •• Gottfried Marsoner ••
Kastanien im südlichen Tirol •• Et in arcadia ego •• Riviselchu • Post ••
Silber-Arunda •• aussì • Obst •• Aus der Norm •• Am oberen Weg ••
ILL oder der Engel •• MUSICA ALPINA III / IV •••

• Einfachnummer •• Doppelnummer


Das Jahresabonnement kostet Lire 80.000.-, = 80 EURO

Günstige Bezahlung aus dem Ausland mit Euroscheck (in Lire ausgestellt) oder mit Postüberweisung,
Post-Kontokorrent Nr. 12413399 - Arunda Schlanders


Bankverbindungen:

Raiffeisenkasse Schlanders Arunda
Konto 20568/1 ABI 08244 CAB 58920
Südtiroler Sparkasse Schlanders Arunda
Konto 100100 ABI 06045 CAB 58920
Südtiroler Volksbank Schlanders Arunda
Konto 1200/8 ABI 05856 CAB 58920

Förderer der ARUNDA 51:

 Südtiroler Landesregierung - Abt. für Deutsche und Ladinische Sprache und Kultur

 INTEREGG II - Vinschgau

 Vintschger Museum - Schluderns

Ein besonderer Dank an:

Frau Dr. Silvia Renhart, für das Besorgen einiger Texte und Fotos
Herrn Dr. Lorenzo Dal Ri für die Genehmigung, einige Objekte zu fotografieren und zu veröffentlichen
Herrn Dr. Herbert Raffener für die Übersetzungen und Korrekturen

ARUNDA

Kulturzeitschrift

I-39028 Schlanders, Hauptstraße 10

Tel+Fax: 0473/730103 (vom Ausland 0039 473 730103)

Redaktion:

Dr. Hans Wielander, Gianni Bodini,
Roland Kristanell, Gerhard Mumelter, Paul Preims
Verantwortlich: Dr. Volker Oberegger

© Dezember 1999

